Engelhorn's allgemeine Roman-Bibliothek.

Der alte Herrenhof.

Von

Mathilde Malling.

Erster Jahrgang.

Band

1. 2. Ohnet, Der Hüttenbesitzer.
3. Conway, Aus Nacht zum Licht.
4. Praed, Zéro.
5. 6. Gréville, Wassilissa.
7. Aïdé, Vornehme Gesellschaft.
8. 9. Ohnet, Gräfin Sarah.
10. Braddon, Unter der roten Fahne.
11. Halévy, Abbé Constantin.
12. Verga, Ihr Gatte.
13. 14. Reade, Ein gefährliches Geheimnis.
15. Theuriet, Gérards Heirat.
16. Gréville, Dosia.
17. Kraszewski, Ein heroisches Weib.
18. 19. Norris, Eheglück.
20. Kielland, Schiffer Worse.
21. Colombi, Ein Ideal.
22. Conway, Dunkle Tage.
23. Boyesen-Spielhagen, Novellen.
24. Vincent, Die Heimkehr der Prinzessin.
25. 26. Delpit, Ein Mutterherz.

Zweiter Jahrgang.

Band

1. 2. Ohnet, Der Steinbruch.
3. Lindau, Helene Jung.
4. Bret Harte, Maruja.
5. Die Sozialisten.
6. Halévy, Criquette.
7. Wilbrandt, Der Wille zum Leben. — Untrennbar.
8. Valera, Die Illusionen des Dr. Faustino.
9. 10. Farjeon, Zu fein gesponnen.
11. Kielland, Gift.
12. — Fortuna.
13. 14. Ohnet, Lise Fleuron.
15. Farina, Aus des Meeres Schaum.
16. Frey, Auf der Woge des Glücks.
17. 18. Croker, Die hübsche Miß Neville.
19. Feuillet, Die Verstorbene.
20. Hopfen, Mein erstes Abenteuer und andere Geschichten.
21. 22. Alexander, Ihr ärgster Feind.
23. v. Glümer, Ein Fürstensohn. — Zerline.
24. Bret Harte, Von der Grenze.
25. 26. Conway, Eine Familiengeschichte.

Dritter Jahrgang.

Band

1. 2. Pemin, Die Versaillerin.
3. Braddon, In Acht und Bann.
4. Schjörring, Die Tochter des Meeres.
5. 6. Malot, Lieutenant Bonnet.
7. About, Pariser Ehen.
8. Marryat, Hanna Warners Herz.
9. 10. Boyesen, Eine Tochter der Philister.
11. Gréville, Savelis Büßung.
12. 13. Ohnet, Die Damen von Croix-Mort.
14. Pasqué, Die Glocken von Plurs.
15. 16. Daudet, Fromont jun. und Risler sen.
17. Hopfen, Der Genius und sein Erbe.
18. Reade, Ein einfach Herz.
19. 20. Malot, Baccarat.
21. Norris, Mein Freund Jim.
22. Sienkiewicz, Hanna.
23. de Tinseau, Das beste Teil.
24. 25. Conway, Lebend oder tot.
26. de Bonnières, Die Familie Monach.

Vierter Jahrgang.

Band

1. 2. Haggard, Eine neue Judith.
3. Ohnet, Schwarz und Rosig.
4. Feuillet, Das Tagebuch einer Frau.
5. 6. Pemin, Jahre des Gärens.
7. Lafontaine, Gute Kameraden.
8. Lie, Die Töchter des Commandeurs.
9. 10. Malot, Zita.
11. Gréville, Die Erbschaft Xenias.
12. Voß, Kinder des Südens.
13. 14. Fogazzaro, Daniele Cortis.
15. Farjeon, Die Herz-Neune.
16. 17. Ohnet, Sie will.
18. v. Wolzogen, Die Kinder der Excellenz.
19. Farina, Um den Glanz des Ruhmes.
20–22. Daudet, Der Nabob.
23. Burnett, Der kleine Lord.
24. Theuriet, Der Prozeß Froideville.
25. 26. Braddon, Stella.

Fünfter Jahrgang.

Band
1. 2. Hopfen, Robert Leichtfuß.
3. Daudet, Der Unsterbliche.
4. Ouida, Lady Dorotheas Gäste.
5. 6. Memini, Marchesa d'Arcello.
7. Was der heilige Joseph vermag.
8. v. Glümer, Alessa. — Keine Illusionen.
9. 10. Philips, Wie in einem Spiegel.
11. Kielland, Schnee.
12. Claretie, Jean Mornas.
13. 14. Wood, Auf der Fährte.
15. v. Roberts, Satisfaktion.
16. Gravière, Die Scheinheilige.
17. 18. Ohnet, Doktor Rameau.
19. Peschkau, Frau Regine.
20. de Maupassant, Zwei Brüder.
21. 22. Sarina, Mein Sohn.
23. Gréville, Dosias Tochter.
24. Lie, Der Lotse und sein Weib.
25. 26. Daudet, Numa Roumestan.

Sechster Jahrgang.

Band
1. 2. v. Wolzogen, Die tolle Komteß.
3. de Tinseau, Eine Sirene.
4. Philips, Jack und seine drei Flammen.
5. 6. Gunter, Mr. Barnes von New York.
7. Theuriet, Gertruds Geheimnis.
8. Conway, Wunderbare Gaben.
9. 10. Ohnet, Letzte Liebe.
11. Voß, Die Sabinerin.
12. Memini, Mia.
13. 14. Croker, Diana Barrington.
15. v. Heigel, Der reine Thor.
16. Pontoppidan, Ein Kirchenraub.
17. 18. Daudet, Die Könige im Exil.
19. Philips, Die verhängnisvolle Phryne.
20. 21. Ohnet, Sergius Panin.
22. Serao, Achtung Schildwache.
23. Rabusson, Salonidylle.
24. 25. Gunter, Mr. Potter aus Texas.
26. Murray, Ein gefährliches Werkzeug.

Siebenter Jahrgang.

Band
1. 2. v. Roberts, Preisgekrönt.
3. Ohnet, Die Seele Pierres.
4. Theuriet, Zum Kinderparadies.
5. 6. Aïdé, Imogen.
7. Daudet, Port Tarascon.
8. Hope, Ein Mann von Bedeutung.
9. 10. Galitzin, Ohne Liebe.
11. Norris, Die Erbin.
12. 13. v. Wolzogen, Die kühle Blonde.
14. de la Brète, Mein Pfarrer und mein Onkel.
15. Voß, Der Mönch von Berchtesgaden.
16. 17. Haggard, Oberst Quaritch.
18. Peschkau, Noras Roman.
19. de Renzis, Auf Vorposten und andere Geschichten.
20. 21. de Tinseau, Versiegelte Lippen.
22. Jeffer, Aus den Papieren eines Wanderers.
23. Theuriet, Mein Onkel Scipio.
24. 25. Delpit, Wie's im Leben geht.
26. de Renzis, Verhängnis.

Achter Jahrgang.

Band
1. 2. Croker, Irgend ein Anderer.
3. Gordon, Fräulein Reseda. — Ein Mann der Erfolge.
4. Feuillet, Künstlerehre.
5. 6. Böhlau, In frischem Wasser.
7. Norris, Die geprellten Verschwörer.
8. Gordon, Daphne. Deutsch von F. Spielhagen.
9. 10. Remin, Ein Genie der That.
11. Poradowska, Mischa.
12. 13. v. Wolzogen, Der Thronfolger.
14. Colombi, Im Reisfeld. — Ohne Liebe.
15. Mairet, Eine Künstlerin.
16. 17. Gunter, Miß Niemand.
18. Heyse, Das Marienkind.
19. Villinger, Schwarzwaldgeschichten.
20–22. Daudet, Jack.
23. Der schwarze Koffer.
24. Mairet, Der Affenmaler.
25. 26. Masterman, Schwer geprüft.

Forts. siehe 4. Seite d. Umschlags.

Engelhorns Allgemeine Romanbibliothek.
Eine Auswahl der besten modernen Romane aller Völker.
Fünfzehnter Jahrgang. Band 7.

Der alte Herrenhof

(Munkeboda)

von

Mathilde Malling.

Autorisierte Uebersetzung aus dem Schwedischen

von

Pauline Klaiber.

Stuttgart.
Verlag von J. Engelhorn.
1898.

Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.

Vater und Mutter

widmet diese alte Geschichte von daheim
aus dem alten Göinger Bezirk

aus Dankbarkeit

Die Verfasserin.

Erstes Kapitel.

Die Märzsonne beschien hell und klar die ganze lange Vorderseite des weißen Hauses und schien auch durch die weit offenstehenden Fenster mit den etwas grünlichen Fensterscheiben. In der halboffenen Hausthür stand Agnete und blinzelte unter dem frischgeplätteten Helgoländer Hut hervor, den sie heute zum erstenmal trug, während sie, bei dem kühlen Frühlingswind leicht zusammenschaudernd, das gestrickte wollene Tuch dicht um den Hals legte. Hierauf hob sie herzhaft mit beiden Händen das leichte Musselinkleid in die Höhe, das mit seinem großblumigen Muster auf hell-lila Grund schrecklich verblaßt aussah, was sie jetzt im Sonnenschein zum erstenmal entdeckte.

Sie wollte nur in den Küchengarten hinuntergehen und nachsehen, ob sich nicht ein paar Schneeglöckchen fänden, die sie in Vetter Joachims Stube stellen könnte; die Kommode sah gar so kahl aus, nur mit dem weißen Tuch und dem Spiegel darauf. Und dann wolle sie, dachte sie weiter, indem sie über die hohen, noch fest gefrorenen Spargelbeete sprang, die zwei kleinen Lithographieen vom Kronprinzen und General Adlersparre, die man über der Truhe drunten im Wohnzimmer kaum bemerkte, an die Wand über seinem Bett hängen. Das schien ihr sehr passend für das Zimmer eines Offiziers.

Drin in der Küche vor dem offenen Herd stand Beate mit erhitztem Gesicht und buk mit größter Aufmerksamkeit „arme Ritter" zum Kaffee. Die mißratenen oder etwas verbrannten legte sie auf eine besondere Platte; mit ihnen konnte man der Wasch-Brita und dem Weber-Kerstin drunten im Brauhaus auch eine Freude machen.

In der Gesindestube wurde gewebt, wie gewöhnlich. Die gnädige Frau Majorin duldete nicht, daß die Mädchen heute zur Unzeit die Arbeit verließen. Ihr war der Vetter Joachim nicht so wichtig, als ihren Töchtern. Wenn man nicht mit größerer Ehre kam, dann ...

Aber keine der Töchter wußte, warum der Vetter kam, weder Agnete noch Beate, nicht einmal Karin Maria. Mama hatte es weder passend noch klug gefunden, ihnen den Grund seines Besuchs mitzuteilen. Sie fragten auch gar nicht weiter danach; ihnen war es genug, daß er kam, ja, daß überhaupt jemand kam. Nun waren sie alle drei den ganzen Winter zu Hause auf Munkeboda gewesen, und seit den Weihnachtsgesellschaften bei dem Landrichter und dem Pfarrer, sowie der Maskerade bei Tante Brita an Knuts zwanzigstem Geburtstag, hatten sie, außer dem schweigsamen Baron Stjerne von Marieholm und der alten Mamsell Fiken, die beim Flicken und Nähen und dergleichen im Hause half, nicht eine einzige lebende Seele bei sich gesehen. Sie war ja ganz lieb und gemütlich, die gute Mamsell Fiken, aber jetzt hatten sie schon seit so vielen Jahren und so oft alle ihre Geschichten gehört, daß sie sie nächstens auswendig und besser als Mamsell Fiken selbst erzählen konnten. Auch handelten die paar neuen, die in der letzten Zeit dazugekommen waren, alle ohne Ausnahme von dem schlechten Per Larsen auf Bofors, der kürzlich seinen Schwiegervater im Rausch erstochen hatte. Es war auf die Dauer wirklich nicht sehr lustig, das immer wieder zu hören.

Die Majorin saß auf ihrem gewöhnlichen Platz am Fenster und strickte Vorhänge „in Wellenlinien", was eine besondere Kunst war. Sie hatte sich doch dazu bequemt, ihren Gast wenigstens soweit zu ehren, daß sie heute den großen Flickkorb beiseite gelassen hatte. Dieser Flickkorb war ganz gefüllt mit unzähligen feinen leinenen Tüchern aus der Zeit der Urgroßeltern, die sie zu allerunterst aus dem alten Leinenschrank hervorgesucht hatte, und die wunderschön zu flicken ihr ein besonderes Vergnügen machte. Jetzt stand der Korb drüben auf der Truhe mit der filetgestrickten Decke darüber und unter den Bildern des Kronprinzen und des Generals Adlersparre, die Agnete hinterlistigerweise fortschmuggeln wollte.

An dem ovalen Tisch gerade vor dem großen Sofa stand Karin Maria und deckte den Kaffeetisch. Sie stellte die Festtags-Kaffeekanne auf den Tisch und das Brotschiffchen aus getriebenem Silber daneben. Sie hatte zuerst ein wenig zaghaft nach der Mutter hinübergeblickt, als sie diese Stücke aus dem Eckschrank hervorholte und die altertümliche Kanne aus dem alten Kissenbezug herausnahm, in den sie für gewöhnlich gehüllt war. Diese Kanne war ein Erbstück der Familie; es war ursprünglich ein Weinkrug gewesen, aus der Zeit Karls XII., aber eine erfindungsreiche Frau Skytte hatte, als der Kaffee Mode wurde, von einem Goldschmied in Kristianstad eine Ausgußröhre daran setzen lassen. Die Majorin sah es wohl, aber sie kniff nur den Mund zusammen und that, als ob sie es nicht bemerke. Da hatte Karin Maria die Kanne genommen und mitten auf den Tisch gestellt.

Darauf legte sie noch ein paar Holzklötze auf die Kohlen und ließ dann ihre Augen im Zimmer umherschweifen, um ihre Anordnungen noch einmal zu prüfen.

Der lange, aus lauter schmalen tannenen Brettern zusammengefügte Zimmerboden war so blank gescheuert, als es überhaupt möglich war, und der Sonnenschein ließ ihn wirklich blendend weiß erscheinen. An den Wänden standen glänzende, solide Mahagonimöbel — altertümliche und neumodische — auf jeder Seite von der Thür nach dem Flur befand sich ein Klapptisch mit vielen kleinen Brettern und breiten Klappen, die so erfinderisch eingerichtet waren, daß sie bei feierlichen Gelegenheiten zu einem langen Tisch zusammengesetzt werden konnten. Die drei Fenster waren von langen, selbstgewebten Vorhängen bedeckt, einer Arbeit der drei Töchter des Hauses, und auf dem Fenstersims, neben dem Platz der gnädigen Frau Majorin, standen zwei blühende Hyazinthen.

Ueber dem Sofa hingen in glatten Mahagonirahmen die großen Bilder des Königs und der Königin Desideria, und zwischen diesen beiden in einem ovalen, vergoldeten Rahmen ein Oelbild von Hedwig Elisabeth Charlotte, das „sie selbst“ Mamas Tante geschenkt hatte, als sie noch Herzogin war. Dieses Bild hatte früher in der Staatsstube zwischen den Familienbildern gehangen; da jedoch in diesem

nur ein- oder zweimal im Winter geheizt wurde, hatte es Mama jetzt ins Wohnzimmer gehängt. Sie liebte es, hie und da einmal jemand, und wenn es auch nur Jungfer Fiken war, die Geschichte von ihrer Tante zu erzählen.

Es war ganz still im Zimmer, und man hörte, wie Agnete auf dem Flur ihre Füße an dem Strohboden aus Tannenreis reinigte, ehe sie die Treppe zum oberen Stockwerk hinaufeilte.

Beate kam nun mit den „armen Rittern" herein; hellbraun und einladend lagen sie auf einer Platte und wurden von ihr zu dem übrigen Kaffeebrot in den silbernen Korb gelegt. Karin Maria warf rasch noch einen verstohlenen Blick in den etwas trüben Pfeilerspiegel in der Ecke, an dem übrigens der Rahmen die Hauptsache war. Sie ordnete ihr Haar und die Enden ihres feinen Musselinhalstuchs, das über dem ausgeschnittenen Kleide aus selbstgewebtem Stoff mit einer Nadel zusammengesteckt war.

„Ich glaube, er könnte jetzt bald da sein!" rief Beate.

In diesem Augenblick kam Agnete die Treppe herunter. Sie nahm immer zwei Stufen auf einmal, riß die Thür zwischen den beiden Klapptischen auf und rief mit lauter Stimme: „Mama! Mädchen! — Ich habe Ola Mattsons Wagen droben auf dem Hügel gesehen! Das muß Joachim sein!"

Die Mutter legte ihr Strickzeug zusammen. „Sei so gut und erinnere dich daran, daß du Vetter Joachim zu sagen hast, wenn du mit ihm sprichst," sagte sie in strengem Ton zu ihrer jüngsten Tochter. Es war wirklich zu toll, was die Mädchen für ein Wesen aus dem Burschen machten! Agnete hatte sich sogar die neue seidene Schleife ins Haar gesteckt! Da saß nun die rote Rosette oben auf der Frisur, dicht vor dem Kamm zwischen den Locken, die über die Schläfe hereinfielen, und so oft Agnete den Kopf bewegte, neigte sie sich kokett hin und her. Ja, sogar Karin Maria hatte der Großmutter perlenbesetzte Nadel im Halstuch stecken — die doch sonst nur bei den allerfeierlichsten Gelegenheiten hervorkam! Und Beate trug ihr goldenes Konfirmationsherz um den Hals! Die Mama sah das alles recht wohl, aber da es nun einmal geschehen war, so war es wohl am besten, sie that, als ob sie es nicht merkte; sie machte nur

ein sehr bedenkliches Gesicht, während sie langsam und sorgfältig die umständliche Strickarbeit zusammenlegte.

Aber was war nun das? ... War denn das nicht wirklich und wahrhaftig Mamsell Fiken selbst, die jetzt gerade auf den Hof kam — natürlich nur, um den „Stammherrn" zu sehen!

Kurz darauf öffnete Mamsell Fiken die kleine Tapetenthür zwischen dem Sofa und der Truhe und steckte ihren kleinen Kopf mit den runden Augen und einer Nase, die fast einem Vogelschnabel ähnlich sah, schüchtern zur Thür herein; auf jeder Seite des Kopfes saßen an den Schläfen drei graue Papierwickel.

„Ach, liebe gnädige Frau, ich bitte tausendmal um Verzeihung!" rief sie ganz bestürzt, als sie schon unter der Thür dem kalten, erstaunten Blicke der Majorin begegnete. „Ich bin heute abend zur Taufe beim Kantor eingeladen, deshalb habe ich meine Locken noch nicht gemacht." — Sie fuhr sich ängstlich entschuldigend mit der Hand an die Lockenwickel. — „Und dann hätte ich gerne Karin Marias neue Schuhe entlehnt, denn die meinigen" — sie streckte dabei mit einer gewissen Koketterie einen kleinen hübschen Fuß in einem abgetragenen, niedergetretenen Kreuzbandschuh vor, der sich allerdings nicht für Gesellschaften eignete.

„Sehr gerne, Mamsell Fiken," sagte die Frau Majorin ebenso steif als vorher. „Geh und hole die Schuhe, Karin Maria!"

„Jetzt?" fragte Karin Maria, die den Wagen gerade in den Hof fahren hörte, unwillig.

Die Majorin verstand die ganze Lage ganz gut; deshalb wandte sie sich sehr kühl und mit großer Würde an Mamsell Fiken und sagte: „Wir erwarten Lieutenant Skytte, den Neffen meines Mannes, heute nachmittag."

„Ach so!" antwortete Mamsell Fiken. Als ob sie das nicht gewußt hätte!

Die Mädchen warfen einander ängstliche Blicke zu. Jetzt hielt der Wagen vor der Staffel — und Papa war nicht zu Hause! Wer sollte hinausgehen in den Flur und den Vetter empfangen?

Die Majorin dachte einen Augenblick nach — nein,

sie sollte keinen Anlaß zum Klatschen bekommen, die alte Schwatzbase!

„Sie entschuldigen mich wohl, Mamsell Fiken!“ sagte sie daher mit ihrem allervornehmsten Ausdruck. Darauf öffnete sie die Thür nach dem Flur und trat hinaus. Die drei Mädchen streckten eifrig die Köpfe vor und sahen ihr über die Schulter.

Da stand er schon oben im Hauseingang, hochgewachsen und breitschulterig, in großen Reisestiefeln und in einem Mantel aus Wolfspelz, die Mütze in der Hand. Das dichte, braune Haar fiel lockig über seine Stirn herein, und das wettergebräunte, lachende Gesicht mit den klaren, dunkelblauen Augen war wie eingerahmt von einem schönen, in der Mitte geteilten Vollbart, „Favorites“ genannt.

„Willkommen, lieber Joachim!“ grüßte die Majorin mit lauter Stimme, mehr in Gedanken an Mamsell Fiken, die auch drinnen den Hals reckte, als an den Neffen, der sich verbeugte und seinen Kratzfuß machte, ehe er pflichtschuldigst von Tante Charlotte umarmt wurde.

Drin im Saal begrüßte er die Cousinen. Er küßte sie alle drei auf die Wange und verwunderte sich sehr darüber, daß Agnete so groß geworden war.

„Jawohl,“ sagte Agnete und spielte mit ihrem Gürtelband; „ich wurde aber auch im Herbst neunzehn Jahre alt …“

Karin Maria stand schon mit der silbernen Kaffeekanne in der Hand am Tisch. Mamsell Fiken bat noch einmal um Entschuldigung wegen ihrer Lockenwickel und wurde dann eingeladen, dazubleiben und auch eine Tasse Kaffee zu trinken.

Karin Maria, schlank und vornehm, mit Spitzenrüschen an den weißen, schmalen Händen, fragte jetzt mit wohlgesetzten Worten nach Tante Anne-Ulla und Cousine Lisen, die ja den Winter in Stockholm zugebracht hätten, und Beate, noch immer mit vom Backen heißen Wangen, nötigte wohlwollend Mamsell Fiken, sich mit Kaffeegebäck zu versehen, obgleich diese schon eine Menge davon auf ihrer Untertasse aufgehäuft hatte. Agnete aber saß ganz still da und blickte vor sich hin auf ihre kleinen, schmalen, vom Märzwind bös mitgenommenen roten Handgelenke — sie fühlte es wohl, daß Vetter Joachim die ganze Zeit, während

er mit den andern redete, sie verstohlen betrachtete. Sie wünschte von Herzen, sie hätte das rote Seidenband nicht in ihr Haar geschlungen — denn natürlich war das der Grund, warum er immer zu ihr herübersah. . . .

Und während Joachim Skytte sich mit Tante Charlotte und Karin Maria in liebenswürdiger Weise über die Verwandten in Stockholm und Kristianstad unterhielt und sich Beates „arme Ritter" vortrefflich schmecken ließ, verwunderte er sich im stillen darüber, daß er wirklich ganz vergessen gehabt hatte, wie Cousine Agnete aussah — denn noch niemals hatte er jemand gesehen, der ihr ähnlich gewesen wäre. Sie war so blond, daß das Haar oben am Scheitel unter der hochroten Schleife beinahe silberweiß erschien, und die vielen kleinen krausen Löckchen, die an den Schläfen über die Ohren und Wangen hereinfielen, waren weich und glänzend wie Seide. Ihr Gesicht war noch ganz kindlich; es hatte sehr weiche Züge, eine frische Haut und war sogar — so früh im Jahre schon — ein wenig sonnverbrannt. Und dann hatte sie — und das war das merkwürdigste von allem — ein Paar große, braune Augen, so braun wie brauner Sammet; dunkel und warm, wenn sie schwieg, schelmisch und freimütig, wenn sie sprach. Sie paßten so merkwürdig gut zu dem kleinen, roten Mund.

Zweites Kapitel.

Droben in dem nördlichen Giebelzimmer befand sich Joachim Skytte und packte seinen Koffer aus. Bengta, das Stubenmädchen, hatte ihm geholfen, das Weißzeug in den Schubladen der Kommode unterzubringen und die Kleider in den Schrank zu hängen, aber jetzt hatte er sie mit freundlichem Dank entlassen, weil er, wie er sagte, das Uebrige lieber selbst in Ordnung brachte. Es war doch immer eine Beschäftigung! Bei dem flackernden Schein des Buchenholzfeuers im Kamin und dem einsamen Talglicht auf der Kommode nahm er jetzt aus dem großen Lederkoffer seine Bücher heraus, eins nach dem andern, und stellte sie sorgfältig auf den an der Wand hängenden Bücherständer.

Da standen nun „Corinne“ und „La Nouvelle Héloïse“, ein paar Romane von Walter Scott und einige Tragödien von Voltaire neben Schillers „Räubern“ und Ehrenwärds „Italienischer Reise“. Dann noch einige ältere schwedische Bücher, und von den neueren „Die Frithjofsage“, sowie einige Hefte von „Iduna“ und dem „Poetischen Kalender“, endlich auch noch einige stark zerlesene „Erste Oden“ von Victor Hugo. Im ganzen war es eine ganz ansehnliche Büchersammlung für einen fünfundzwanzigjährigen Artillerielieutenant, der durchaus nicht eine litterarische Größe sein wollte und noch niemals die Grenzen seines Landes überschritten hatte.

Er überlas zerstreut die Titel der Bücher und strich oft langsam mit der Hand über den Einband, ehe er sie an ihren Platz stellte, auf jene unbewußt zärtliche Weise, mit der echte Bücherfreunde stets ihre Bücher zu behandeln

pflegen. Dann packte er ein altmodisches, kunstvoll eingerichtetes Schreibpult aus, das einstens einem andern Joachim Skytte gehört hatte; es trug auf dem Deckel die Buchstaben J. S. und die Jahreszahl 1788; er öffnete es und ordnete das Schreibgerät auf dem Tisch vor dem Fenster.

Jetzt war aber, leider Gottes, nichts mehr zu thun. Er sammelte noch das umherliegende Packpapier, legte es sorgfältig wieder in den Koffer und begann dann in dem langen Zimmer auf und ab zu gehen.

Ach du lieber Himmel! Hier mußte man also den schönen, langen Frühling und den Sommer und vielleicht auch noch den nächsten Winter zubringen! Und das nur eines verrückten Einfalls wegen, um einer übermütigen Laune willen! Was hatte er denn mit der Liebsten des Obersten zu thun? Frauenzimmer gab es genug in Stockholm, und die „rote Lotte“ war in seinen Augen nicht ein bißchen besser als die andern. Aber sie hatte sich nun einmal in ihn vergafft. ... Lieutenant Skytte lachte unwillkürlich bei der Erinnerung an das brillante Zechgelage draußen auf dem Gut des Stallmeisters, wo er, trotz Oberst Staalkulas eifersüchtiger Gegenwart, die zufällige, aber recht leidenschaftliche Zuneigung der roten Lotte gewonnen hatte. Und dann hatte er natürlich der übermütigsten Lust nicht widerstehen können, dem Alten einen Possen zu spielen. Erhitzt und verwirrt vom Wein und verstohlenen Küssen, hatte er das Mädel in den Schlitten gepackt und war den andern voraus davongefahren, hatte am ersten besten Wirtshaus angehalten, war dort zwei ganze Tage geblieben, bis der Oberst, rasend wie ein gereizter Stier, sie aufgespürt und gefunden hatte. Darauf hatte das berüchtigte Duell ohne Zeugen stattgefunden, das heißt eine einfache Schlägerei, nichts weiter! Er hatte zwar von Anfang an alles gethan, um ihr auszuweichen, aber der andre hatte ihn schließlich mit der drohend erhobenen Reitpeitsche dazu gezwungen. Joachim runzelte jetzt hier in der Einsamkeit die Stirne, wenn er daran dachte. Natürlich war es abscheulich, einen alten Mann zu prügeln, aber ruhig dastehen und wie ein Schulbube die Streiche in Empfang nehmen, das konnte man doch wahrhaftig auch nicht! Und wenn er nur wenig-

stens nachher den Mund gehalten hätte! Staalkula hätte schon um seiner selbst willen die Geschichte totgeschwiegen, aber erzürnt und aufgebracht wie er war, hatte Joachim der Versuchung nicht widerstehen können, sondern vor den Kameraden damit geprahlt, wie er auf zweifache Weise seinem Vorgesetzten ein „Horn" auf die Stirne gesetzt habe. Endlich hatten der Kronprinz und andre hohe Offiziere von der Geschichte gehört. Aus Rücksicht auf den alten Staalkula, der ja auch keine Lorbeeren dabei geerntet hatte, hütete man sich zwar, die Sache vor das Kriegsgericht zu bringen, aber des guten Beispiels und der Disziplin wegen, und weil die Geschichte in Offizierskreisen allzu ruchbar geworden war, hielt man es doch für angezeigt, Lieutenant Skytte bis auf weiteres seines Dienstes zu entheben.

Joachim fragte sich, ob die Mädchen wohl wüßten, warum „Vetter Joachim", der doch erst vor kurzem von Kristianstad nach Stockholm versetzt worden war, die Hauptstadt so plötzlich wieder hatte verlassen müssen und nun keine andre Zuflucht hatte, als das alte Erb- und Stammgut der Familie Skytte, Munkeboda? Natürlich wußten sie es! Tante Charlotte hatte eine solch interessante Geschichte wohl nicht für sich behalten können, und Karin Maria, die mit verschiedenen jungen Mädchen in Stockholm in Briefwechsel stand, hatte doch gewiß alles längst haarklein erfahren! Mit den Daumen in den Westentaschen hielt er plötzlich mitten in der Stube an und starrte mit zusammengezogenen Brauen scharf ins Licht. Unwillig, ärgerlich über sich selbst war er, ja über sich selbst und über andre! Dann lachte er auf einmal vor sich hin; Agnetes braune, unschuldige Augen waren plötzlich vor ihm aufgetaucht, wie sie, weit aufgerissen, mit dem Ausdruck des höchsten Entsetzens über seine schrecklichen Thaten ihn anstarrten. . . .

Am nächsten Morgen erwachte er erst sehr spät, vollständig von der Reise ausgeruht und in besserer Laune. Während er sich ankleidete und sein lockiges Haar vor dem kleinen Spiegel auf der Kommode ordnete, blickte er nicht mehr so düster auf sein Dasein; und als er bei einem Blick durchs Fenster Karin Maria entdeckte, die hoch und schlank in ihrem rotgewürfelten Kleid mit einem Shawl über den Schultern, aber mit unbedecktem Kopf trotz der

Kälte an der Küchenstaffel die Hühner fütterte, da begannen sich in seinem Herzen mildere Gefühle zu regen, und er fühlte sich mit der Aussicht, einige Zeit in Munkeboda zu verbringen, mehr ausgesöhnt, als tags zuvor.

Er zog noch einmal die „Vatermörder" zurecht, steckte eine goldene Nadel in das hochgeschlungene Halstuch, ergriff sein buntseidenes Taschentuch und eilte die Treppe hinunter.

Drin im Saal, wie die Wohnstube genannt wurde, saß Tante Charlotte wie gewöhnlich am Mittelfenster zwischen den Hyazinthen. Der Frühstückstisch war gedeckt — aber absichtlich nur mit einem Couvert. Als Joachim sich verbeugte und ziemlich verlegen anfing sich wegen seines langen Schlafs zu entschuldigen, erhob sich die Majorin und rief durch die nach der Küche führende Thür: „Bodil, wärme den Bierkäse und bringe das Frühstück! Jetzt ist der Lieutenant da!"

Darauf vertiefte sie sich aufs neue in ihre Strickerei, und Joachim hatte das Gefühl, als ob er bei ihrem mißbilligenden, ja vorwurfsvollen Schweigen zu einem zehnjährigen Jungen zusammenschrumpfe.

Als Bodil mit einem über und über roten Gesicht das Auftragebrett mit Bierkäse, Spickaal und gerösteten Kartoffeln hereinbrachte, sagte die Tante, ohne jedoch die Augen von ihrer Arbeit zu erheben: „Du mußt unsre ländlichen Gewohnheiten entschuldigen, lieber Neffe; aber bei uns steht das Frühstück pünktlich um sieben Uhr auf dem Tisch."

„Liebe Tante Charlotte, du kannst versichert sein, daß ich mich von jetzt an präzis um sieben Uhr einfinden werde," lautete die demütige Antwort.

Die Majorin wurde durch diese artige Willfährigkeit des Neffen etwas milder gestimmt. Sie fragte ihn daher gnädig, wie er geschlafen habe, und sprach dann davon, wie unangenehm es sei, daß sich in der blauen Stube immer wieder Ratten zeigten, obgleich sie schon alles Mögliche versucht und sowohl Königskerzen als auch Arsenikkörner in die Löcher gesteckt habe.

Nach dem Frühstück trieb sich Joachim ziemlich einsam im Hof herum, der ihm jetzt im hellen Sonnenschein wie

ausgestorben vorkam. Die Knechte waren im Wald und holten Brennholz und Reisig, denn man mußte sich beeilen und die Zeit benützen, solange der gefrorene Moorboden noch befahrbar war, und in der Küche waren die Mädchen noch mit dem Zurichten des Mittagessens beschäftigt, das für den ganzen Haushalt, für die Herrschaft wie für das Gesinde, Punkt halb zwölf Uhr auf dem Tisch stehen mußte. Die einzige, die ihm einige Aufmerksamkeit schenkte, war seine alte Bekannte, Bengta, das Stubenmädchen. Sie saß dort drüben am Küchenfenster und zerrieb mit einer Kanonenkugel Senf in einer irdenen Schüssel. Die Schüssel hielt sie zwischen den Knieen fest und wiegte dabei beständig den Oberkörper hin und her. Als er schon den Hof verlassen hatte, hörte er sie noch mit schleppender Stimme das Volkslied singen von der Jungfrau, der

„Ein wogendes Schiff voller Grafen"

begegnete; zugleich aber verdrehte sich Bengta beinahe den Hals, um ihm, trotz ihrer unbequemen Stellung, nachsehen zu können.

Etwas aufgemuntert durch diese Aufmerksamkeit, die einzige, die ihm bis jetzt zu teil geworden, setzte er sein stillschweigendes, aber eifriges Suchen nach den Töchtern des Hauses fort. Sie schienen geradezu in die Erde versunken zu sein, bis er zuletzt, als er aufs Geratewohl in das Brauhaus hineingehen wollte, Beate erblickte, die an dem Fenster neben der Brauhausthür sich von ihrem Webstuhl vorbeugte und ihm freundlich zunickte.

In der Dunkelheit des Brauhauses mußte er erst noch eine Weile nach der Thürklinke zur Webestube suchen, dann trat er ein.

Ein helles Torffeuer brannte in dem breiten eisernen Ofen, an dessen Vorderseite in erhabener Arbeit ein gräßliches, etwas undeutliches Schlachtenbild prangte. Die Sonne schien freundlich durch das Fenster mit den etwas grünlichen Fensterscheiben; Beate saß an dem danebenstehenden Webstuhl, erhob sich aber jetzt, um den Vetter zu begrüßen.

„Wie behaglich ist es hier!" rief Joachim unwillkürlich. Er war sich während der letzten halben Stunde ganz ver-

loren vorgekommen. „Hat meine Fräulein Cousine wohl etwas dagegen, wenn ich ein wenig hier bleibe?"

Beate räumte willig die Spulen und Schiffchen von dem einzigen noch im Raume vorhandenen Holzstuhl und bat ihn freundlich, Platz zu nehmen.

Im Anfang ging die Unterhaltung nur schleppend, denn Beate war ein wenig schüchtern und fürchtete auch, Mama könnte möglicherweise kommen und sehen, wie faul sie sei. Aber es ging doch nicht an, daß sie immerfort ihr Webschiffchen hin und her warf und den Webstuhl schlug, während sie sich mit dem Vetter unterhielt. Erst als er ganz zufälligerweise erzählte, er habe Tante Charlotte drüben auf der Bleichwiese gesehen, wo sie das Auslegen des neuen Gewebes überwachte, wurde sie lebhafter.

Sie sprachen von der Umgegend, die Joachim seit seiner Kindheit nur selten mehr gesehen hatte, und er erkundigte sich, welchen Verkehr man eigentlich hier mit andern Familien habe.

Beate nannte pflichtschuldigst den Pfarrer und den Landrichter, „aber sie wohnen so weit weg," seufzte sie dabei. „Und dann," fuhr sie zögernd, wie etwas ängstlich fort, „Baron Stjerne auf Marieholm."

„Nils Olof Stjerne?" fragte Joachim aufmerksam geworden. Es hatte wie ein heimlicher Vorbehalt durch ihre Stimme geklungen, der offenbar etwas Besonderes bedeutete und sein Interesse erweckte.

„Ja . . ." Beate ließ ihren Fuß auf dem Tritt des Webstuhls auf und ab schaukeln und betrachtete mit niedergeschlagenen Augen das Webschiffchen in ihrer Hand.

„Nun . . .?" forschte Joachim aufmunternd. Es war ihm ganz klar, sie hatte etwas auf dem Herzen, das sie gerne sagen wollte.

„Er kommt sehr oft hierher," fuhr sie in demselben Tone fort.

„So—o . . .?" Joachims Augen wurden immer lebhafter fragend.

Beate beugte sich ein wenig über den Webstuhl vor und sagte mit leiser Stimme, beinahe flüsternd: „Er ist mit Agnete so gut wie verlobt."

„Nein!“ rief Joachim laut, zwar nicht gerade mißtrauisch, aber verblüfft.

Beate nickte zur Bekräftigung ganz entschieden, indem sie zugleich hastig das Webschiffchen zwischen den Zettel warf, den Tritt trat und anschlug.

Joachim erhob sich und lehnte sich an den Webstuhl. „Aber sie ist ja noch ein Kind im Vergleich zu ihm,“ sagte er mißbilligend.

„Mama will es,“ setzte Beate ihre Eröffnungen fort, ganz froh, jemand zu haben, mit dem sie plaudern konnte; „aber es wäre ihr noch lieber gewesen, wenn es sich um Karin Maria gehandelt hätte.“

„Weil sie älter ist?“

„Ja natürlich ... und sie ist auch verständiger. Mama hat große Angst, Agnete würde die alte Freiherrin auf Marieholm nicht richtig zu behandeln verstehen.“

Joachim Skytte schwieg. Er versuchte es, sich die kleine Cousine Agnete als die Gattin des dicken vierzigjährigen Nils Olof Stjerne vorzustellen, und ihm selbst unbewußt zog ein Ausdruck von Widerwillen über sein Gesicht.

„Aber“ — Beates Stimme wurde wieder leiser — „es nützt durchaus nichts, daß Mama es so will, denn sie bringt Agnete doch ihr Lebtag nicht dazu, ja zu sagen.“

„Nicht?“ Joachims Interesse war aufs neue erweckt. „Warum denn nicht? Freiherrin auf Marieholm! Das scheint mir doch gerade für Agnete zu passen — sie sieht ja aus wie eine Prinzessin,“ fügte er langsamer, wie mit sich selbst redend, hinzu.

Beate antwortete nicht. Sie setzte eine neue Spule ins Schiffchen und preßte die Lippen zusammen, was deutlicher als alle Worte sagte, daß sie noch viel mehr wußte, daß aber keine Macht der Welt sie dazu bringen würde, es zu verraten.

„Warum denn?“ beharrte Joachim immer neugieriger.

Beates fester Entschluß begann schnell zu schwanken.

„Wenn du mir versprichst, nichts zu sagen, keinem Menschen, hörst du ...“ Sie sah ihn ernst an.

„Nein, keiner lebenden Seele! So wahr mir Gott helfe!“ beteuerte er feierlich.

Jetzt konnte Beate ihr Geheimnis nicht länger zurück-

halten. Sie beugte sich vor und flüsterte schnell: „Nein, denn ich glaube ganz bestimmt, Agnete liebt einen andern!"

„Wen denn?" rief Joachim energisch. „Weißt du nicht, wen?"

„Nein, das weiß ich wahrhaftig nicht," bekannte Beate verzagt, „und ich kann es auch unmöglich herausbringen. Aber jemand muß es sein, denn seit wir am Geburtstage bei Tante Brita auf Käsnäs tanzten, ist sie nicht mehr wie früher gegen Stjerne und will ihn gar nicht mehr sehen."

Da fiel ein Schatten auf Beates weißes Gewebe. Auf den Fensterscheiben erklang ein lustiges Trommeln von außen, und Agnetes reizendes Gesichtchen, von einem wollenen Tuch eingerahmt, lugte herein.

„Sag nichts, Vetter Joachim — um Gottes willen!" flüsterte Beate. „Die Schwestern würden mir niemals verzeihen ..."

Agnete riß die Thür sperrangelweit auf. Sie nahm das Tuch ab und faßte mit beiden Händen nach ihrem Haar, ohne Joachim, der im Schatten am Webstuhl lehnte, sogleich zu bemerken.

„Vetter Joachim!" rief sie erstaunt, als sie ihn plötzlich erblickte. „Guten Morgen!" sagte sie, sich vor ihm verneigend. „Was, du bist hier?"

„Ja, Beate und ich haben schon in früher Morgenstunde philosophiert," sagte er ungeniert, während er sie begrüßte.

„Worüber?" fragte Agnete verwundert und sah ihn mit ihren klaren, braunen Augen neugierig an, ohne die Arme von ihrer Frisur, die am Herunterfallen war, sinken zu lassen.

„Ach ... über den Ehestand, über die Frauen und über die Liebe und dergleichen. Nicht wahr, Beate?" neckte er die Cousine, die ihm, Agnete den Rücken bietend, mit zusammengezogenen Augenbrauen geheimnisvoll befehlende Zeichen machte.

„Ueber die Liebe ...?" wiederholte Agnete langsam wie unwillkürlich. „Ich wundere mich sehr ..."

Sie sagte nichts weiter, aber sie errötete unter Joachims fragendem, forschendem Blick. Dann setzte sie sich schnell an den mitten in der Stube stehenden Spinnrocken und

begann die halbvolle Spule fertig zu spinnen. Beates Augen begegneten bedeutungsvoll, beinahe triumphierend denen Joachims.

„Da ist nichts zu verwundern," sagte Joachim langsam nach einer Pause und mit einem Ausdruck, den die Mädchen, wenn sie das Wort überhaupt gekannt und verstanden hätten, „cynisch" genannt haben würden. Jetzt fanden sie ihn nur überlegen und meinten auch noch, er stehe ihm gut. „Das wird mein Cousinchen mit der Zeit alles noch kennen lernen — wenn es sich verheiratet."

Agnete sah scheu von ihrer Spule auf. Wie prächtig sah er doch aus in dem braunen Tuchrock, der ihm wie angegossen saß, in der hohen, bunten Weste und dem feinen Kragen über dem seidenen Halstuch! Ihr Blick sank herab auf die ebenso gut sitzenden eleganten Beinkleider und die schönen, glänzenden Stiefel.

„Gott weiß," fragte sie sich unwillkürlich, „ob er im Sinn hat, sich jeden Tag so fein anzuziehen!"

Joachim fing ihren Blick auf; ihre offene, unverhohlene Bewunderung schmeichelte seiner Eitelkeit und versetzte ihn sofort in gute Laune.

„Wenn man sich verheiratet!" begann Beate ungläubig, mit verächtlicher Betonung. „Nein, wenn man es nicht vorher lernt, so lernt man es nachher auch nicht."

Joachim brach in lautes Gelächter aus. Er merkte, daß die Ansichten über den Ehestand, die seinen Cousinen von ihrer Mutter beigebracht wurden, nicht sehr romantischer Natur waren.

„Man kann sich aber doch denken," sagte er lustig und freundlich belehrend, „daß ein Mädchen sich mit dem verheiratet, den sie liebt." Er sprach zu Beate, aber er sah Agnete dabei an, die ihren Kopf nur noch tiefer über das schnurrende Spinnrad senkte.

Beate ließ ein verächtliches Räuspern hören. „Das kommt nie vor, kaum einmal in den Romanen."

Die unwillige und cynische Stimmung, die den jungen Skytte vorhin ergriffen hatte, als er von der beabsichtigten Heirat zwischen Agnete und Baron Stjerne hörte, schlug nun plötzlich ins Gegenteil um. Er fühlte sich auf einmal, dem grundsätzlichen Zweifel Beates entgegengesetzt,

wieder von dem schwärmerischen Glauben an eine wirkliche, echte, wahre Allmacht der Liebe ergriffen; einem Glauben, den er bei den meisten seiner Lieblingsdichter gefunden hatte und den er in Gesellschaft seiner jugendlichen Kameraden so oft mit warmen, begeisterten Worten hatte preisen hören. So lange er sich erinnern konnte, hatte dieser Glaube an die Frau, an „das ewig Weibliche" einen tiefen Eindruck auf sein leicht bewegliches Herz gemacht. An den Webstuhl gelehnt, den einen Arm um den Nacken gelegt und den Kopf etwas zurückgebeugt, begann er eifrig und ernsthaft seine Ansichten zu entwickeln, das Glück der Liebe und deren alleinseligmachenden Einfluß auf das Leben zu preisen. Seine dunkelblauen Augen strahlten unter der jugendlich glatten, weißen Stirne, über die das braune Haar lockig herabfiel, und der tiefe Einschnitt seines runden, bartlosen Kinns wurde gleichsam noch tiefer — beweglich und ausdrucksvoll bei seinen beredten Worten. Beate hatte das Weben schon lange aufgegeben. Sie spielte mit dem Schiffchen, den Kopf gedankenvoll auf das weiße Musselinhalstuch heruntergeneigt, ohne es zu wagen, dem Vetter gerade ins Gesicht zu sehen, während Agnete mit der Hand auf dem Spinnrocken, leicht vorgeneigt, mit halbgeöffnetem Mund und weit offenen Augen jede Empfindung seines Gesichts beobachtete. Zuerst war es Joachims Absicht gewesen, Beate davon zu überzeugen, daß das Glück der Liebe auch im Ehestand zu finden, ja eigentlich dort erst recht zu Hause sei; aber nachher kam er, je länger er sprach, von seinen eigenen Worten berauscht, immer weiter ab von seinem Gegenstand; er sprach jetzt nur noch von der Liebe im allgemeinen und von der Liebe des Mannes zum Weibe, frei von allen Banden und Gesetzen. Die Namen, die er dabei anführte, Julie und St. Preux, Frithjof und Ingeborg, sowie der jubelnde Ausruf Eigils von Oehlenschläger:

„Ich habe meine Helga, höret es, ihr Säle" u. s. w.

sie bewiesen freilich an und für sich nichts für das Glück im Ehestand, aber das merkten die Mädchen nicht, gerade wie er hatten auch sie schon lange den Ausgangspunkt ver-

gessen. Er sprach ja wie ein Buch, wie ein wahres Gedicht, und außerdem sprach er von der Liebe — das war ihnen genug.

Dieser leidenschaftliche Vortrag vom Recht des Herzens hatte das Eis zwischen ihnen vollständig gebrochen; sie kamen sich nun schon wie alte Bekannte vor, und jetzt floß das „Du" ganz vertraulich von ihren Lippen, gerade wie bei Geschwistern. An den geliebten Frithjof anknüpfend, kam die Unterhaltung auf die Litteratur im allgemeinen; alle waren begeistert von der vor kurzem erschienenen nationalen Dichtung, aber von ausländischen Büchern kannten die Mädchen nicht viel mehr als ihre alten französischen Schulbücher. Die „contes" und die französischen Tragödien, die der Mama gehörten, waren meist eingeschlossen und wurden nur zur Uebung der Sprache in Auswahl und unter Aufsicht laut vorgelesen. Joachim erzählte ihnen von den deutschen Romantikern und trug ihnen einzelne Abschnitte aus „Don Carlos" und den „Räubern" vor; freilich mehr zu seinem eigenen Vergnügen als zu dem der Cousinen, denn sie verstanden nur sehr unvollkommen deutsch. Zu Mamas Zeit war es nicht Mode gewesen, deutsch zu lernen; aber französisch hatten sie, wie „aller besseren Leute Kinder", beinahe zugleich mit ihrer Muttersprache gelernt. Als nun Joachim sah, daß sie trotz allem guten Willen seine Bewunderung für Karl Moor und Marquis Posa nicht teilen konnten, unterbrach er sich plötzlich selbst und rief: „Aber dann ist da noch ein Franzose, Namens Viktor Hugo. Er ist noch ganz jung, kaum älter als ich; aber ihr könnt glauben, der kann dichten!"

Und in der alten Webstube von Munkeboda, in der so viele tausend Ellen von Leinwand und Wergtuch von den Frauen, Fräulein und Dienstmädchen bei dem Ton von geistlichen Liedern und ernsten Volksliedern gewebt worden waren, begann nun der junge Skytte seinen Cousinen die ihnen ganz neue europäische Romantik vorzutragen.

„Nous parlons des héros, du ciel, des chevaliers," scholl es klang- und ausdrucksvoll schon im Brauhause der Frau Majorin entgegen, die ganz bestürzt einen Augenblick anhielt, ehe sie die Thüre zur Webstube öffnete. Und als sie eintrat, sah sie ihre beiden jüngsten Töchter am hellen

Vormittag, die Hände lässig in den Schoß gelegt, mit roten Wangen und Thränen in den Augen dasitzen, während der Herr Neffe mit gerunzelten Augenbrauen und theatralisch ausgestrecktem Arm mitten im Zimmer stand.

Wahrhaftig, eine neue Zeit war auf Munkeboda angebrochen! Auch hier hatte das vierte Jahrzehnt des Jahrhunderts begonnen!

Drittes Kapitel.

Die Mädchen hatten ihr Zimmer wie Joachim auch auf dem oberen Stockwerk im Giebel. Sie schliefen alle drei bei einander in dem großen Zimmer gegen Süden, in das die Sonne beinahe den lieben langen Tag hereinschien. Die Wände waren hier nicht tapeziert wie in den andern Zimmern, sondern sie waren noch vom Großvater her mit bunten tropischen Phantasielandschaften auf blauem Grunde bemalt, meistens hohe Palmen, kleine kaffeebraune Hütten beschattend, vor denen idyllisch aussehende Eingeborene Wache hielten. Der Großvater hatte alles in seinen Mußestunden selbst gemalt, sowie auch die Bilder über den Thüren in der Staatsstube. Die Zimmer waren mit alten, weißlackierten, schwerfälligen Möbeln aus der Zeit der Gustave ausgestattet; die Majorin hatte sie bei ihrer Verheiratung aus dem Vorzimmer drunten hierher verbannt. In dem großen Auszugsbett, das bei Tag zusammengeschlagen war, schliefen Beate und Agnete, während Karin Maria als die Aelteste das mit einem karrierten Baumwollstoff überzogene Sofa auf der entgegengesetzten Seite für sich allein hatte. Vor dem Sofa stand das Prachtstück des ganzen Zimmers: ein altertümlicher ovaler Tisch mit einer dunklen Marmorplatte und dicken geschweiften Beinen, die einst vergoldet gewesen waren.

Wenn Joachim von seinem eigenen Zimmer hin und her ging, stand die Thür zu dem der Cousinen manchmal offen. So oft er durch den dunklen Bodenraum vorüberkam, wurde er beinahe geblendet, als ob er in die Sonne selbst sähe, so strahlend hell war es immer da drinnen, besonders jetzt beim schönen Frühlingssonnenschein. Manch-

mal sah er dann wohl Karin Maria auf ihrem niedrigen Stuhl am Fenster sitzen und auf der Harfe spielen, oder Beate auf dem breiten Fenstersims stehen und den Kanarienvögeln Grünzeug und Wasser geben. Das Vogelbauer hing vor dem großen Fenster, das mit seinen vielen kleinen Glasscheiben wie die Wand eines Treibhauses aussah. Großvater hatte es so eingerichtet, denn hier oben — mitten im vollen Sonnenschein, alle hergebrachten Malergebräuche verachtend, hatte der in jeder Beziehung sonderbare alte Herr sein „Atelier" gehabt.

Joachim konnte sich den Großvater noch lebhaft vorstellen; die Mädchen hatten aber nur noch eine dunkle Erinnerung an einen kleinen, weißhaarigen Greis mit einem von der Gicht gebeugten Rücken, aber mit klaren, blauen, freundlichen und schelmischen Augen und einem feinen, rötlichen, wie ein Winterapfel zusammengeschrumpften Gesicht. Die Gicht hatte der Großvater schon seit dem Kriege in Finnland im Jahre 1788, aber so ganz gebückt mußte er erst gehen, seitdem er mit der Landwehr auf der Insel Rügen gelegen und es ihm dort so schrecklich schlecht gegangen war. Seit dieser Zeit hatte er sich, nachdem er wieder auf Munkeboda angekommen war, aufs Malen geworfen. Er verließ dann selten mehr den Hof, sondern saß droben in der Giebelstube mitten im Sonnenschein und malte seine seltsamen Landschaften oder las neue französische und deutsche Dichtungen. Er schwärmte für Ossian und Chateaubriand, und viele der Bilder an den Wänden waren seine eigenen Illustrationen zu „Atala" und „René". Die Zeitungen konnte er aber in seinen späteren Jahren nicht mehr leiden, und die „Grewensmöhlenske Litteratur" betrachtete er mit großer Verachtung.

Bei der Staatsumwälzung am 13. März war er ein Anhänger Adlersparres gewesen und hatte es — als Abkömmling eines alten „Schnapphahngeschlechts" — mit der dänischen Thronfolge gehalten. In früheren Zeiten war er auch ein eifriger Politiker und ein Mann der Opposition gewesen, und mit der Regierung Gustavs III. söhnte er sich niemals aus. Aber gegen das Ende seines Lebens verlor er mehr und mehr das Interesse für alles, was sich im Reiche zutrug. Nach der letzten Thronfolgerwahl, während

deren seine alte Lebhaftigkeit für einen Augenblick aufs neue auftauchte, hörte ihn keiner seiner Söhne jemals wieder eine politische Ansicht in Beziehung auf die Vorgänge im Vaterlande äußern. Dagegen nahm er mit Leib und Seele an allem teil, was draußen in Europa vorging, und dem Feldzug Kaiser Napoleons I. folgte er mit dem größten Interesse: die großen Heldenthaten wirkten aus der Ferne immer mit dem ganzen Zauber der Sage und des Wunders auf seine Soldaten- und Künstlernatur.

Für seinen Enkel und Namensbruder, den kleinen Joachim, hatte er stets eine große Vorliebe gehabt. Der Knabe war am 2. Dezember 1805 auf Munkeboda geboren, und zwar mit einer Glückshaube. Als die Nachricht von Austerlitz endlich auch nach West-Göinge hinaufdrang — es war gegen Weihnachten — ließ der alte Herr die letzte Flasche ganz alten Tokayer, die im Keller lag, seit Karl Niklas Skytte Anno 1703 von Wien heimkam, heraufholen. Er stieß feierlich an, zuerst mit seinen Söhnen und dann mit seiner Schwiegertochter, Joachims braver und glücklicher Mutter, und dann tauchte er seinen kleinen Finger in den Wein und steckte ihm den Kleinen in den Mund, „denn," sagte er, „wenn man am Tage der Schlacht von Austerlitz mit einer Glückshaube geboren ist, so muß man das auch zu wissen bekommen."

Und Joachim bekam es zu wissen. Der zweite Dezember wurde immer sehr festlich gefeiert, solange der Großvater lebte, und mit seiner kühnen, leichterregten Einbildungskraft sah sich der Junge während seiner ganzen Kindheit mindestens zu einem Marschallstab oder einer Herzogskrone berufen. Der Großvater riß ihn auch niemals aus diesen Träumen! — Er erlebte Waterloo nicht mehr!

Wenn Joachim aus seinem Zimmer trat, hatte er immer viel größere Lust, hinüber zu den Mädchen zu gehen, als hinunter zu Tante Charlotte; aber bis jetzt hatte er der Versuchung immer glücklich widerstanden. Nicht, daß man es etwa in irgend einem andern Haus für unpassend angesehen hätte, Gott bewahre! Aber er wußte, Tante Charlotte sah es so an, weil es sich um *ihn* handelte. Tante Charlotte hatte Joachim nie recht leiden können; in erster Linie, weil sie selbst keinen Sohn hatte, zweitens, weil nach des

Großvaters Testament Munkeboda auf ihn übergehen sollte, und endlich, weil er so sehr „étourdi“ war. Die Geschichte mit des Oberstens Lotte, die sie mit allen Einzelheiten erfahren hatte, trug selbstverständlich auch nicht dazu bei, in ihr eine günstigere Meinung von ihm zu erwecken, ja, er war nach ihrer Ansicht nun eigentlich moralisch vollständig verdorben.

Die Mädchen hatten immer sehr viel zu thun; sie woben, sie stickten, übten sich auf dem Klavier und der Harfe und lasen auch immer noch zu bestimmten Stunden französisch mit der Mutter. Tante Charlotte hatte selbst eine Erziehung nach „der alten Art“ erhalten, und diese schien ihr nun die einzig richtige zu sein. So gerne auch Joachim seine Zeit mit den Cousinen verbracht hätte, so wurde ihm dazu doch nur selten Gelegenheit geboten. Seit ihn Tante Charlotte damals drüben in der Webstube ihren Töchtern Gedichte aus der neuesten Zeit hatte vortragen hören, war sie noch mißtrauischer gegen ihn als zuvor.

Meistens trieb er sich deshalb in Wald und Feld herum und verfolgte mit großem Interesse das Holzfällen und die Feldarbeiten, die jetzt begonnen hatten. Dazwischen machte er lange Spazierritte und jagte dabei über Stock und Stein, so toll, daß der Schaum den Pferden vom Maule flog, nur um zu reiten und mit dem Winde davonzusausen. Einmal machte er seine Aufwartung beim Pfarrer und ein andres Mal beim Landrichter Sköldborg, aber er that es nicht zum zweitenmal, denn die Frau Landrichter, sowie ihre Töchter begannen sogleich, die eine auf noch unzartere Weise als die andern, ihn wegen der Werbung des Barons Stjerne um Agnete auszufragen, was sie alle in sehr hohem Grade zu interessieren schien.

Nach Marieholm ging Joachim gar nicht, obgleich es Munkeboda am nächsten lag; aber „er konnte nicht zu dem Freier,“ wie er Beate anvertraute, und dann müsse man dort auch so schrecklich viel trinken, daß, wenn er es nur ein einziges Mal versuchen wollte, darin Nils Olof die Stange zu halten, er sich sicherlich die Gurgel abtrinken müßte.

Die Wahrheit aber war, daß er es nicht vertragen konnte, Nils Olofs rotes Gesicht mit den trägen, hervor-

stehenden Augen zu sehen; es ärgerte ihn, wenn er daran dachte. Er fühlte eine heimliche, unüberwindliche, eigentlich ganz unvernünftige und unbegründete Abneigung gegen ihn, die sich manchmal bis zum Haß steigern konnte. Der Gedanke, dieser dicke, phlegmatische Tölpel sollte einmal Agnete besitzen, war ihm unerträglich; Agnete, die doch, darauf schwur er mehr als einmal, das allerschönste Mädchen war, das er kannte, trotzdem sie nur aus einem kleinen Dorf stammte und außerdem seine eigene Cousine war, die er sich noch ganz gut als Wickelkind vorstellen konnte!

Am Abend legte Joachim Patience „la blocade de Copenhague" oder spielte „Schwarzer Peter" mit den Mädchen und Mamsell Fiken, oder auch Bézique mit Onkel Niklas. Wenn Onkel Niklas durch ein Glas Punsch etwas angeregt war, erzählte er gerne immer wieder dieselben alten Geschichten, entweder wie er Anno 1814 mit dem Heer in Norwegen war, oder aus seiner Jugendzeit, als er in Stockholm in Garnison stand. Punkt zehn Uhr aber erhob sich Tante Charlotte, ob man auch mitten drin in einer Patience oder einer Erzählung war, untersuchte, ob der Eckschrank und das Mahagonibüffett richtig geschlossen waren, gab dann derjenigen von den Töchtern, welche „die Woche hatte", ihre Befehle für den morgigen Tag, während sie ihr Strickzeug zusammenlegte und das an ihrem Platz stehende Talglicht auslöschte.

„Jetzt ist es für die Jugend Zeit, daß sie ins Bett kommt," sagte sie mit sehr bestimmtem Ton.

Onkel Niklas erhob sich dann sofort; weder ihm noch irgend einem andern fiel es ein, sich der Alleinherrschaft der Majorin zu widersetzen. Sie stand schon an der Thür, das andre Talglicht in der Hand haltend, an dem Joachim seinen Wachsstock anzündete, um sich selbst und den Mädchen damit die Treppe hinaufzuleuchten. Sie blieb auch geduldig in dem kalten Hausflur unten an der Treppe stehen, bis sie die Jugend oben auf dem halbdunklen Giebelboden auseinandergehen sah; dann erst nahm sie das Licht mit hinein in ihre Schlafstube, wo die Kerze sparsamerweise gelöscht und mit einem Sparlichtchen vertauscht wurde. So mußte sich der lebenslustige und abenteuerdurstige Lieutenant Skytte darein finden, wie ein Schulknabe um zehn Uhr ins Bett

geschickt zu werden; er mußte sich darein finden, denn hier oben in dem ödesten Landstrich von Westgöinge hatte man wirklich keinen andern Zufluchtsort für die Nacht, als bescheidentlich in die Klappe zu kriechen. Er verwünschte dann Tante Charlotte und die ganze Wirtschaft auf Munkeboda, las noch ein wenig im Bett und schlief dann fest wie ein Sack bis morgens um halb sieben Uhr. Um diese Zeit klopfte meistens eins der Mädchen ängstlich an seine Thür und bat ihn, sich doch ums Himmels willen zu beeilen, denn Mama würde immer ärgerlich, wenn man mit dem Frühstück auf ihn warten müsse.

Mit den Mädchen stand er bald auf sehr vertrautem Fuß, besonders mit der freundlichen, muntern und herzensguten Beate. Karin Maria schlug in vielem der Mutter nach; sie war steif und vornehm und gab sich ein „Air", aber wenn man mit ihr sprach, merkte man bald, daß sie erfahrener und auch klüger als die Schwestern war. Sie hatte mehrere Winter in Stockholm und Kristianstad zugebracht, und Joachim hatte sich von Anfang an am meisten mit ihr unterhalten. Agnete war ja noch ein Kind, aber ... aber sie hatte ein Paar verteufelt schöne Augen, die kleine Cousine Agnete!

Vom ersten Augenblick an hatten sich seine Gedanken am meisten mit Agnete beschäftigt. Sie war so unberechenbar, einmal so kindlich übermütig, vertrauensvoll, natürlich, offenherzig und mitteilsam, und ein andermal so scheu und mißtrauisch, verschlossen und still, daß er ganz aufgeregt und erhitzt wurde und darüber nachgrübelte, „was er ihr wohl gethan habe", oder ob sie am Ende „etwas über ihn gehört habe". Dann konnte sie dazwischen hinein, wenn er sie nicht ansah, ihm mit ihrem feindlich ernsten, verwunderten Blick überall hin folgen; er fühlte diesen Blick, aber er wollte ihm nicht begegnen, denn dann, das wußte er, wandte sie sofort die Augen weg, und der kleine Mund drückte sich trotzig zusammen. In solchen Zeiten war er ganz fest überzeugt, daß sie dann an die Geschichte mit seinem Oberst und der verwünschten roten Lotte dachte. Denn selbstverständlich hatte Mamsell Fiken, die natürlich alles herausschnüffeln mußte, den Mund nicht halten können, selbst wenn Tante Charlotte, was er jetzt beinahe glaubte,

geschwiegen hatte. Aber darin täuschte er sich sehr. Die Mädchen, sowohl Karin Maria als die andern, wußten noch ebensowenig wie bei seiner Ankunft etwas davon, und sahen seinen Aufenthalt auf Munkeboda eigentlich nur für einen gewöhnlichen, wenn auch etwas ausgedehnten Verwandtschaftsbesuch an.

Es war in der Mitte des April, an einem schönen, sonnigen Vormittag mit Barfrost, als der junge Skytte von einem seiner wilden Ritte nach Hause kam. Als er die Treppe hinaufging, leuchtete ihm wie gewöhnlich der helle Lichtstreifen entgegen, der, durch die schlecht schließende Thür der Cousinen dringend, sich glänzend auf dem Fußboden hinzog, und da er vorhin Tante Charlotte im Kartoffelkeller mit der Besichtigung der Kartoffeln, die am Auswachsen waren, beschäftigt gesehen hatte, folgte er diesmal dem regelmäßig wiederkehrenden Verlangen, bei den Cousinen einzutreten.

Noch immer in den hohen Reitstiefeln und Sporen, die Reitgerte unter dem Arm und die Mütze in der Hand, klopfte er also an die Thür.

„Herein!“ ertönte es sofort ohne weiteres drinnen.

Er öffnete die Thür und erblickte Agnete, die, auf dem Fenstersims stehend, einige blaßgrüne Stengel in den Vogelkäfig hineinsteckte. Sie war sehr erstaunt, als sie ihn sah, und verlor beinahe das Gleichgewicht.

„Vetter Joachim ...“

Sie wollte in aller Eile auf den Boden herunterspringen, übertrat sich dabei aber den Fuß und wäre gefallen, wenn er nicht hinzugeeilt wäre, um sie in seinen Armen aufzufangen.

„Aber Agnete, was treibst du nur?“

Sie war ganz bleich geworden und sah ihn mit den großen, braunen Augen, dicht unter den seinigen, erschrocken an. Er war erhitzt und aufgeregt von dem hastigen Ritt in dem scharfen Frühlingswind und, geblendet und wie verwirrt von dem hellen Sonnenlicht, beinahe ohne zu wissen, was er that, drückte er die kleine Agnete innig an sich, ohne sie wieder loszulassen. Ihre Augen begegneten sich in einem langen, lachenden Blick.

„Thut es dir weh, Cousinchen?“ murmelte er.

Und mit einem verwirrten, schwindelnden Gefühl, ohne

sich erklären zu können, woher es komme, flüsterte Agnete, „sie glaube“, daß es weh thue — im Fuß. . . .

„Setz dich hierher!“ Er drückte sie vorsichtig, aber bestimmt aufs Sofa nieder, und ehe sie es sich versah, ließ er sich vor ihr auf ein Knie sinken und löste hastig den Kreuzbandschuh von ihrem Fuß.

„Aber Joachim“ . . . Sie errötete, ließ ihn jedoch ruhig machen und beugte sich, ein wenig verlegen, aber doch eher neugierig, über ihn vor.

„Wenn man ihn ein wenig reibt, geht es schnell vorüber,“ und er rieb den kleinen, warmen Fuß in dem gestrickten baumwollenen Strumpf sorgsam zwischen seinen Händen. Jetzt blickte er auf, und ihre Augen begegneten sich aufs neue.

Da beugte er sich tief herunter und that, was er natürlich niemals hätte thun sollen, er lehnte seine Wange auf ihren Spann und küßte ihn.

Da ertönten schnelle Schritte auf der Treppe. Agnete, wie mit Blut übergossen und bis über den Hals errötend, setzte den Fuß fest auf den Boden und Joachim sprang auf.

Gottlob, es war nur Beate! Sie kam eilig herein, ihre große Schürze ganz gefüllt mit Kochäpfeln und einer Schüssel nebst zwei silbernen Messern in der Hand.

„Was, Vetter Joachim!“ sagte sie ein wenig verlegen, aber nicht einmal so sehr erstaunt.

„Ja, die Thür stand offen, und da Agnete gerade vom Fensterbrett herunterfallen wollte . . .“ erklärte er ein wenig unzusammenhängend und ohne große Wahrheitsliebe.

Beate hörte nicht auf ihn. Sie war gekommen, um Agnete zu bitten, ihr beim Schälen der Aepfel zu der Torte zu helfen, während Mama den Kartoffelkeller untersuchte. Wenn der Vetter sie dabei unterhalten wolle, um so besser!

Darauf setzten sie sich alle drei um den Prunktisch mit der Marmorplatte, und die Mädchen begannen die Aepfel zu schälen. Die roten Apfelschalen häuften sich in lauter Ringen vor den Plätzen der Schwestern, und die zerschnittenen Apfelschnitzel färbten sich bräunlich in der Schüssel, während sie sich eifrig unterhielten.

Mama wolle durchaus die Apfeltorte heute noch fertig haben, erzählte Beate, weil heute ohnedies gebacken würde und der Backofen noch warm sei. Kriegsrat Fagerhjelm

hatte sich nämlich auf der Durchreise nach Kristianstad mit seiner ganzen Familie angesagt.

„Ich wußte es wohl," fuhr sie fort und sammelte mit beiden Händen die auf dem ganzen Tisch herumliegenden Schalen zusammen. „Ja, ich wußte es wohl! Karin Maria fiel ihr Kamm herunter, als sie sich heute morgen frisierte, und die Elstern haben den ganzen Tag gelacht. Das bedeutet immer Besuch."

„Potz Schwerenot!" rief Joachim lachend und streckte behaglich die Beine in den Reiterstiefeln von sich. „Da dürfen sie ihren Schnabel hier nicht oft aufmachen, die armen Elstern!"

„Und denk einmal, der dumme Truthahn ist heute beinahe im Spülwasser ertrunken und hat das Bein gebrochen, sonst hätte ihn Mama gewiß niemals für Onkel Fagerhjelm zum besten gegeben!"

„Ich glaube, ich habe noch nie etwas von diesem Onkel gehört," warf Joachim nachdenklich ein. „Er wohnte zu meiner Zeit nicht in Kristianstad."

„Nein, er ist erst vor ganz kurzer Zeit dorthin gezogen. Mama ist übrigens Geschwisterkind mit Frau Fagerhjelm. Er ist von Smaaland," fügte Beate noch hinzu, mit dem etwas mitleidigen, beinahe verächtlichen Ton, womit die eingeborenen Leute von Göinge von den Smaaländern sprechen.

„Und Susen ist in der Pension in Vexiö gewesen und spricht nun oberländisch," plauderte Beate weiter.

„Fräulein Fager—r—hjelm!" machte Agnete ihr schelmisch nach, mit einer wohlgelungenen Nachahmung des schnarrenden R.

„Und denk dir, das thut nicht einmal Vetter Joachim, der doch so lange in Stockholm gewesen ist!" Beate sah ihn mit anerkennender Bewunderung an.

„Das thut kein Bewohner von Schonen, der Achtung vor sich selbst hat," sagte Joachim sehr sicher.

Agnete hatte nun ihr Gleichgewicht vollständig wieder gefunden. Sie legte beide Arme in den rotkarrierten Puffärmeln auf den Tisch und neigte sich schelmisch vor: „Ja, ja, wenn nun aber Vetter Joachim Susen sieht, dann ..." Sie fand ein verlockendes, bis jetzt ungekanntes Vergnügen darin, Joachim zu necken.

„Meine Susen, meine Susen — admirable! Quelle figure!“ machte Beate ausgelassen dem Kriegsrat nach und drehte dabei mit beiden Händen einen eingebildeten Schnurrbart aufwärts. Der Kriegsrat hatte nämlich eine Hasenscharte und trug deshalb einen großen Schnurrbart.

„Und wie sie überall bewundert wird!“ fuhr Agnete in demselben Ton fort. „Sie ist wohl schon mit zwölf Offiziersaspiranten verlobt gewesen!“

Joachim lachte laut auf und beugte sich vor, um Agnetes neckisch-siegesgewisse, lachende braune Augen zu sehen. „Und dann gönnst du es mir also, der Dreizehnte zu sein, Agnete,“ sagte er, einen vorwurfsvollen Ton annehmend, die Augen fest auf sie gerichtet.

„O nein, du wärst der erste Lieutenant,“ antwortete Agnete mit einer leichten spöttischen Verbeugung. Ihre Augen nahmen plötzlich einen Ausdruck von Uebermut und jubelndem Triumph an, indem sie sich aufrichtete und den Kopf ein wenig zurückwarf. „Es ist auch Zeit, daß Susen ein neues Dutzend anfängt.“

„Agnete! Agnete!“ warnte Beate, indem sie sich erhob und mit der Schüssel im Arme zum Gehen wandte.

Aber Joachim lachte aus vollem Hals und meinte, er entdecke mit jedem Tag neue Eigenschaften an seinen Cousinen.

Agnete hatte sich auch von ihrem Platz erhoben und machte sich mit einer gewissen Hast zurecht, um der Schwester zu folgen. Joachim öffnete artig die Thür für Beate, die mit der vollen Schüssel in beiden Händen schnell hinausging. Als Agnete nachkam, beugte er sich rasch zu ihr hinunter.

„Wie geht es mit dem Fuß?“ flüsterte er.

Und sie, die vorhin noch so schelmisch und lustig war, glitt jetzt an ihm vorüber, tief errötend und mit einem scheuen, halb ärgerlichen, halb flehenden Blick aus ihren nun beinahe schwarz erscheinenden Augen.

Die Flurthür wurde unten rasch von außen aufgemacht. „Mama!“ flüsterte Beate, schon halb unten, leise warnend hinauf ins Halbdunkel der Treppe.

Viertes Kapitel.

Am Tage, ehe man die Gäste erwartete, waren die Dienstmädchen gegen Abend eifrig beschäftigt, das Fremdenzimmer in stand zu setzen, während die Töchter die Betten bezogen und zwar unter der Oberaufsicht der Majorin selbst. Sie wollte ganz sicher sein, daß Kissen und Laken richtig aufgelegt und daß die besten Kopfkissenbezüge mit den noch von ihrer Aussteuer herstammenden echten Spitzen und den blauseidenen Besätzen recht sorgfältig und in die Augen fallend auf den von ihr angegebenen Bettstellen geordnet wurden. Da fuhr plötzlich ein Wagen mit zwei Herren auf den Hof. Agnete sah sie zuerst durch das große Fenster der Fremdenstube, und ohne den Besuch zu verkündigen oder irgend ein Wort zu sagen, schlich sie sich in demselben Augenblick rasch zur Thür hinaus und eilte Hals über Kopf hinauf auf den Boden.

Gleich darauf kam die Köchin ins Fremdenzimmer und bat die gnädige Frau, doch rasch herunterzukommen, weil der Herr Baron von Marieholm und noch ein andrer Herr schon auf dem Flur seien.

Die Majorin gab hastig noch ein paar Anweisungen, schickte nach dem Major und dem Lieutenant Skytte und verschwand dann in der Staatsstube, die aus Sparsamkeitsrücksichten leider nicht geheizt war.

Gleich darauf trat sie freundlich lächelnd, mit ihrem neuesten Kopfputz auf dem Haar, den sie aber in der Eile ein wenig schief aufgesetzt hatte, in den Saal, um die Gäste zu begrüßen. Die beiden Herren standen, ihrer wartend, noch immer neben dem einen Klapptisch und betrachteten, dem Zimmer den Rücken kehrend, mit großer Aufmerksam-

keit einen hoch oben an der Wand hängenden, äußerst undeutlichen Kupferstich, der die Schlacht von Breitenfeld darstellte.

Rasch wandten sie sich um, als die Majorin eintrat, verbeugten sich wiederholt nach damaliger Sitte, während die Majorin tausendmal um Entschuldigung bat, weil niemand zu ihrem Empfang bereit gewesen war.

Mit sehr umständlichen Worten erklärte ihr dann der Baron, er und sein Freund seien einige Tage in Kristianstad gewesen, um irgendwo noch einen Rest Futter für das Vieh aufzutreiben, denn wie gewöhnlich sei sein eigener Vorrat jetzt im Frühjahr zu Ende gegangen. Er erlaube sich daher, jetzt nach seiner Rückkehr in Munkeboda einen kleinen Besuch zu machen und, wenn es den Herrschaften nicht allzuviel Mühe mache, den Abend hier zu bleiben.

Die Majorin antwortete darauf sehr artig, bei so lieben Gästen könne natürlich gar keine Rede von Mühe sein, und sie drehte dabei in Gedanken schon drei ihrer besten Hähne den Hals um, während sie zu gleicher Zeit überlegte, was sie wohl von dem morgigen Festessen für heute verwenden könnte, ohne daß man die Verminderung gewahr würde.

Jetzt kam der Major selbst in steifgestärkten Vatermördern und zum voraus schon in guter Laune über die Aussicht auf eine Whistpartie und einen besonders starken Rumpunsch zum Abendtrunk.

Während die Majorin wieder verschwand, um rasch im Arbeitszimmer des Herrn einheizen zu lassen — von dem Salon konnte natürlich keine Rede sein — unterhielten sich die drei Herren über den Futtermangel und die Nachtfröste und die Schwierigkeiten einer guten Aussaat.

Baron Nils Olof Stjerne von Marieholm — der „Freier“, wie ihn Joachim nannte — war ein großer, breitgebauter Herr von ungefähr vierzig Jahren, mit einer hohen, etwas kahlen Stirne, blondem Haar, vollen runden Wangen und großen, hervorstehenden blauen Augen. Er wurde im allgemeinen für hübsch gehalten; das Gesicht erinnerte im ganzen genommen ein wenig an die Bilder von Gustav Adolf, aber der schwerfällige und etwas melancholische Eindruck seiner ganzen Erscheinung that ihm Eintrag. Trotz-

dem aber war er, selbst wenn man seinen Rang und das Ansehen des alten Geschlechts der Stjerne gar nicht ins Auge faßte, durchaus kein zu verachtender Freier für ein so junges und schönes Mädchen wie Agnete Skytte.

So hatte auch Joachim, als er kurz darauf eintrat und die Herren begrüßte, eigentlich das Gefühl, daß seine Abneigung gegen den Baron und das ganze Heiratsprojekt im Grunde ungerechtfertigt und unvernünftig sei. Er hatte Olof Stjerne, während er in Kristianstad in Garnison lag, mehreremal getroffen und ihn damals für einen recht ehrenwerten und harmlosen, wenn auch etwas langweiligen Gesellschafter angesehen. Warum in aller Welt hat nun aber dieses dicke Ungeheuer seine Augen gerade auf Agnete geworfen! dachte er, indem ihn sein alter Widerwille, den er von Anfang an gegen den Lieblingsplan seiner Tante gehabt hatte, aufs neue ergriff. Er schüttelte dem Gast jedoch dabei herzlich die Hand und fragte, wie es ihm bei diesem verwünschten Aprilwetter gehe.

Neben dem Baron saß sein guter Freund und beständiger Gesellschafter, Figge Wallqvist. Er war ein Herr von ungefähr sechzig Jahren, klein, mager, runzlig, mit ungewöhnlich wohlerhaltenem schwarzem Haar und einer großen römischen Nase, die seinem ganzen Gesicht einen etwas vornehm anspruchsvollen Ausdruck verlieh. Wahrscheinlich stand diese äußerst aristokratische Nase in Verbindung mit seinem Anspruch auf nahe Verwandtschaft mit einem schwedischen König — Figge Wallqvist galt nämlich mit ziemlicher Sicherheit für einen Enkel des Großherzogs Friedrich von Hessen. Außer der Nase und dem Namen Friedrich hatte er von seinem fürstlichen Großvater auch noch eine geschmeidige Klugheit und eine prahlerische, grobkörnige Lustigkeit geerbt, die ihn überall zum Liebling der Herrengesellschaften machten. Dieser illegitime Königssprößling schwärmte und lebte für das, was er nach einigen großen Gläsern Punsch immer feierlich „die Legitimitätsidee“ oder „das Recht des Bluts“ nannte. Und wie er sprach, so lebte auch Figge Wallqvist. Er hatte seiner Zeit bei der Staatsumwälzung und den darauffolgenden Unruhen zu dem legitimen Gustav IV. Adolf gehalten und seither — auch aus Schwärmerei für die Legitimitätsidee — als Freiwilliger

unter Bernadotte an dem Feldzug der Alliierten gegen den „korsischen Usurpator“, wie man immer den Kaiser der Franzosen nannte, teilgenommen. Er war bei der Einnahme von Paris gewesen und hatte zu seiner großen Freude den Fall der Vendômesäule selbst mit angesehen. Außer diesen inneren und äußeren fürstlichen Eigenschaften hatte der arme Figge aber nichts weiter von seinem glorreichen Vater geerbt und lebte daher meist auf Kosten seiner Freunde, die ihn zum Dank für seine „Lustigkeit“ und seinen reichen Vorrat an Frauenzimmer- und andern Geschichten monate- und jahrelang als Gesellschafter bei sich behielten. Sein eigentliches Hauptquartier hatte er aber in den letzten Jahren auf Marieholm gehabt, wo Nils Olof Stjerne, der sich einsam fühlte und der despotischen Herrschaft seiner Mutter, der alten verwitweten Freiherrin, herzlich müde war, einen gewissen Trost in der Teilnahme und der großen Lebenserfahrung des alten Figge fand.

Karin Maria trat nun herein und verneigte sich weltgewandt vor den beiden Herren, indem sie zugleich dem Papa mitteilte, das „Comptoir“ (das Arbeitszimmer des Herrn) sei nun in Ordnung und geheizt, im Fall die Herren vor dem Abendbrot noch eine Partie spielen wollten.

Baron Stjerne hatte sich erwartungsvoll umgesehen, als sich die Thür öffnete. Aber als Karin Maria eintrat, drehte er einen Augenblick wie enttäuscht den Kopf auf die Seite. Es war nun so lange her, volle sechs Wochen, seit er das letzte Mal auf Munkeboda war, und während dieser ganzen Zeit hatte er Agnete nicht ein einziges Mal gesehen. Figge, der, wie gesagt, in dem Geruch stand, sich auf die Frauen zu verstehen, hatte ihm nämlich lebhaft geraten, sich einige Zeit lang fernzuhalten, „um die Zeit und die Sehnsucht wirken zu lassen“ ...

Nachdem sie dann einige Höflichkeitsreden mit der ältesten Tochter gewechselt hatten, wanderten die Herren in das Comptoir; in der Stimme Karin Marias hatte nämlich ein heimlicher Befehl gelegen, den alle sehr gut verstanden. Nur Joachim blieb zurück.

„Willst du nicht auch mitgehen?“ fragte Karin Maria ein wenig ungeduldig. Sie wollte sofort mit dem Tischdecken beginnen, das heute abend ihr oblag.

„Nein. ... Wo ist ...“ er wollte sagen: Agnete, ver-

änderte aber unwillkürlich seine Frage, als er Karin Marias forschendem Blick begegnete, und sagte dafür: „Wo ist Beate?"

„Sie ist droben und kleidet sich um," antwortete Karin Maria kurz. Dann fügte sie ein wenig spöttisch hinzu, als Joachim immer noch zögerte: „Weißt du vielleicht, wo Agnete ist? Sie ist nämlich nirgends zu finden."

„Nein!" sagte Joachim lachend. Er war plötzlich wieder sehr guter Laune, wie erleichtert, daß sie wenigstens sich nicht für den „Freier" schmückte. „Aber wenn du willst, will ich mein Bestes thun, um sie zu finden."

Vor der Thür begegnete er Mamsell Fiken, die, wie gewöhnlich, die Gäste gerochen hatte. Er gab ihr kurzen Bescheid, wo Karin Maria zu finden sei, und eilte dann schnell die Treppe hinauf.

Einen Augenblick hielt er vor dem Zimmer der Schwestern an und lauschte, ob er nicht am Ende doch Stimmen darin vernehmen würde, aber Beate schien wirklich allein zu sein. Dann öffnete er aufs Geratewohl, wie von einem sicheren Instinkt getrieben, die Thür zu der sogenannten „äußeren Rumpelkammer", wo die Majorin allerlei Gerümpel und außer Gebrauch gestellte Gegenstände aufhob.

Das erste, was er da drinnen in der bleichen, kalten Frühjahrsbeleuchtung erblickte, war richtig Agnete. Sie saß auf einem alten Schlitten, auf den die Zahl 1700 gemalt war, zusammengekauert und wie eine Schnecke gekrümmt; sie hatte sich in eine Pelzdecke gewickelt und vertrieb sich die Zeit mit dem Lesen eines alten, zerfetzten Buches, das sie zufälligerweise hier oben gefunden hatte. Als sie Vetter Joachim erblickte, errötete sie tief und erhob sich rasch, um ihren Zufluchtsort zu verlassen.

Er kletterte über einige alte im Wege stehende Kisten, stieß im Vorbeigehen mit dem Kopf an ein paar Talglichter, die in langen Reihen an Schnüren zum Bleichen an der Decke hingen, und erreichte endlich das auf diese Weise verbarrikadierte Mädchen.

„Aber Agnete" — er dämpfte unwillkürlich seine Stimme, indem er sich ohne weiteres auf den Rand des Schlittens setzte, den sie noch nicht verlassen hatte — „du wirst dich hier oben zu Tode erkälten!"

„O nei . . . n," antwortete Agnete zögernd, aber sie

zitterte dabei in ihrem dünnen Kleide und in ihren unbekleideten Armen vor Kälte. „Ich ... wollte hier nur etwas suchen ..."

„Sie sind jetzt drin im Comptoir und kommen vor dem Nachtessen nicht wieder zum Vorschein," sagte Joachim, gerade auf die Sache losgehend und sie bedeutungsvoll anblickend.

Agnete kräuselte die Lippen und sah gerade vor sich hin. Sie rührte sich nicht.

„Agnete!" Joachim beugte sich vor, und seine Stimme klang noch gedämpfter als vorher. „Wenn du ihn aber nun durchaus nicht haben willst, so ..."

„Ich kann nicht!" flüsterte Agnete leidenschaftlich, ohne den Vetter anzusehen. „Ich laufe davon oder nehme Gift, wenn Mama mich zwingen will!"

„Niemand darf dich zwingen!" murmelte er empört und griff in dem Halbdunkel nach ihrer Hand, die er, ohne recht zu wissen, was er that, innig drückte. „Wie kannst du nur denken, daß es jemand wagen würde?"

„Ach, wenn er nur eine von den andern gewählt hätte!" flüsterte Agnete mutlos. „Mama möchte es so schrecklich gern! An ihrem Geburtstag im Sommer soll es ernst werden, hat sie gesagt."

„Niemals!" rief Joachim heftig, „niemals, so lange ich lebe, soll Nils Olof dich bekommen!"

Ein plötzliches Gefühl der Erleichterung zog bei diesen Worten durch die Seele Agnetes. Sie fühlte, nun hatte sie jemand, dem sie sich anvertrauen konnte. Sie hatte zwar den Schmerz, der in seinen Worten und in seinem Ton lag, nur halb verstanden, aber sie erbebte doch darüber im tiefsten Herzen, und plötzlich war es um ihre Selbstbeherrschung geschehen, und das Gesicht auf die Pelzdecke gesenkt, fing sie laut zu schluchzen an. Joachim beugte sich über sie, tröstend und zärtlich; sie erhob den Kopf, und ihre Blicke trafen sich in dem Halbdunkel des Raumes.

„Ich schwöre dir, Agnete, daß wenn du jemals ... jemals ... eine Hilfe ... du verstehst ..." Er flüsterte es undeutlich und verwirrt mit stockender Stimme. „Dir wenigstens soll das Glück zu teil werden, der Stimme des Herzens folgen zu dürfen!"

Beates Mitteilung von „dem andern" tauchte wohl

noch hie und da, wenn auch nur sehr schwach, in Joachims Gemüt auf.

Sein gesunder Menschenverstand sagte ihm nämlich ganz deutlich, daß die ängstliche, romantisch und dazu etwas spöttisch angelegte Agnete in dieser Einöde nicht so leicht einen halbwegs passenden Gegenstand für ihre Liebe finden könne. Aber dazwischen hinein, besonders wenn er melancholisch aufgelegt war, beschäftigten sich seine Gedanken doch immer wieder mit diesem „Friedensstörer", wie er ihn in seinem Herzen zu nennen pflegte.

Agnete wagte es nicht, des Vetters Edelmut näher zu prüfen, sie senkte den Kopf nur noch tiefer hinunter. Joachim betrachtete sie zuerst verwundert, und dann . . . plötzlich sah er — wagte er zu sehen — etwas ganz andres in ihrem tiefen Erröten.

Oder . . . oder . . . Sollte sich Beate getäuscht haben? „Gibst du denn nicht einem andern den Vorzug, der . . ." fragte er hastig, noch immer halb eifersüchtig trotz aller Vernunftgründe.

„Ich!" murmelte Agnete verwirrt, „einen andern vorziehen? Wer in aller Welt sollte denn das sein?"

„Da hast du recht!" rief Joachim übermütig. „Wer sollte es denn sein?"

Ihre Blicke begegneten sich aufs neue; der Agnetes war schüchtern, hatte aber doch einen schelmisch lächelnden und etwas zärtlichen Ausdruck, und der Joachims — ja, er blickte in diesem Augenblick tief in die unschuldigen Augen seiner Cousine und las darin die ganze Wahrheit. Dann lächelte auch er und zwar noch schelmischer als Agnete, die nun etwas verlegen das Gesicht abwandte.

Plötzlich stieß Agnete einen leichten Schrei aus — ihre Augen richteten sich fest auf die Kammerthür, die mit geisterhafter Lautlosigkeit von außen geöffnet wurde. Gottlob, es war nur Beate!

„Seid ihr hier?" fragte Beate. Ihre Stimme klang leise, aber im höchsten Grade verwundert. „Ich konnte gar nicht begreifen, was hier oben auf dem Boden raschelte und flüsterte."

Joachim wandte sich jetzt auch um, ohne Agnetes Hand loszulassen, die er unter dem Fell festhielt.

„Agnete sitzt hier oben und fürchtet sich vor dem ‚Freier‘,“ flüsterte er mit einer unterdrückt jubelnden, knabenhaften Ausgelassenheit, die zwar Beate, aber merkwürdigerweise Agnete nicht im geringsten verletzte.

„Wie du nur darüber scherzen kannst!“ schalt ihn die teilnehmende Beate entrüstet. „Stjerne selbst ginge ja schließlich noch an, obgleich er schrecklich dick und entsetzlich langweilig ist; aber du solltest nur einmal die alte Freifrau sehen!“

Agnete hatte ihre Hand sachte aus der Joachims gezogen. Sie wickelte sich jetzt aus der Pelzdecke heraus und stand etwas unentschlossen da, ohne zu wagen, ihn anzusehen oder an ihm vorbeizukommen. Er bemerkte es und erhob sich rasch.

„Aber du mußt auf alle Fälle hineingehen und dich ein wenig herrichten, Agnete,“ mahnte die praktische Beate. „Wie zerzaust dein Haar ist! Und Mama würde es dir nie verzeihen, wenn du nicht wenigstens das ‚Veilchenblaue‘ anzögest.“

Das „Veilchenblaue“ nannte man scherzweise in der Familie Agnetes ganz verschossenes Musselinkleid. Beate selbst prangte in einem großgemusterten roten Kleide und duftete nach Lavendelwasser.

„Ja, das muß ich wohl,“ sagte Agnete ungewöhnlich nachgiebig, indem sie still an Joachim vorüberging, ohne ihn anzublicken.

Als der junge Skytte nach diesem Zwischenspiel mit Agnete endlich zu den Herren ins Comptoir kam, wurde er von Onkel Niklas mit Vorwürfen empfangen, weil er sich der Pflicht des „vierten Mannes“ entzogen habe. Der alte Figge aber sagte, den letzten Stich aufhebend, in schleppendem Ton und mit schon etwas lallender Zunge, indem er mit seinen rotumränderten Augen aufblickte: „Nicht so streng, Bruder Niklas, nicht so streng! . . . Man ist jung, man ist Kavalier! Nicht wahr, Herr Lieutenant? Man hat nicht umsonst drei schöne Cousinen . . .“

„Dummes Zeug!“ unterbrach ihn der alte Niklas ärgerlich, denn er hatte heute Pech.

Aber Figge Wallqvist kümmerte sich darum nicht. Er stach Niklas’ Buben mit seinem König und fuhr dann in

demselben Tone fort: „Welcher der drei Grazien — wenn man so unbescheiden sein darf, zu fragen — hat denn der Herr Lieutenant den Apfel zuerkannt?“ Und als Joachim, neben dem Spieltisch stehend, ein verächtliches und ärgerliches Schweigen beobachtete, fügte er noch hinzu: „Oder ist es vielleicht irgend eine Nymphe der niedrigeren Regionen? . . . Vernünftig, mein Sohn, sehr vernünftig! . . . Da erreicht man in der Regel das, was man erreichen will . . . und mit weit weniger Zeitverlust.“

„Skytte ist auch bekannt dafür, daß er in solch zarten Angelegenheiten keine Zeit verliert,“ fiel Olof Stjerne ungewöhnlich lebhaft ein, mit einer sehr durchsichtigen Anspielung auf das verhängnisvolle Stockholmer Abenteuer.

Alle lachten laut auf in dem behaglichen Gefühl der Kameradschaft und gegenseitigen weltmännischen Vertraulichkeit. Joachim kam sich jetzt plötzlich unendlich affektiert und dumm vor, weil er sich vorhin über den alten Figge geärgert hatte.

Er dankte nun für den guten Rat in ebenso scherzhafter Weise, wie er gegeben worden war, trank Brüderschaft mit dem Alten, und da die Unterhaltung auf die Politik überzugehen schien, that er sein Möglichstes, um sie vollends darauf hinzuleiten.

Figge Wallqvist machte dabei ein paar sehr grimmige Ausfälle gegen die herrschende Dynastie, die — ungeachtet des gemeinsamen Feldzugs gegen den „korsischen Usurpator“ — wegen ihres Mangels an Legitimität niemals seinen ganzen Beifall gewann.

Joachim, der wie die ganze damalige schwedische Jugend sich um den König sehr wenig kümmerte, sondern seine ganze Hoffnung auf den Kronprinzen setzte, ergriff eifrig das Wort und verteidigte mit großer Wärme die „in der Freiheit geborene Kraft und Thätigkeit“. Der alte Figge aber schüttelte den Kopf und spuckte einmal über das andre verächtlich seinen Kautabak aus. „Dummes Zeug!“ sagte er. „Das hilft, meiner Treu, gar nichts, in Freiheit geboren zu sein, dessen können sich alle unechten Kinder auch rühmen. Nein, auf was es in solch einer Stellung ankommt, das ist die Autorität — die legitime Autorität. Das

geheimnisvolle, aber unbestrittene Recht des Blutes ist es, auf das es einzig und allein ankommt."

„Recht! Recht!" rief Joachim hitzig. „Man wird in unsrer Zeit weder zum Recht, noch zur Macht geboren; derjenige, welcher die Macht dazu hat, erobert sich beides miteinander!"

Das sonst so ruhige Blut des Barons Olof Stjerne fing nun auch an, sich zu erhitzen; er fühlte sich im Namen der gesellschaftlichen Ordnung, der Ritterschaft und des Adels beleidigt.

„Er ist ja ein Jakobiner, ein Vollblutjakobiner!" rief er zornig und wandte sich dabei an seinen künftigen Schwiegervater.

Der alte Niklas Skytte klappte nachdenklich den Deckel seiner Schnupftabakdose auf und zu. Bei den derben Worten seines Neffen fühlte er unwillkürlich das heiße aufrührerische „Schnapphahnblut" seines Geschlechts lebhafter in seinen Adern rinnen. Er wollte Stjerne nicht verletzen, der natürlich, ja natürlich, recht hatte, aber — Er klopfte Joachim beinahe zärtlich auf die Schulter, getrieben von dieser heimlichen Geschlechtssympathie, die sich sozusagen magnetisch mitteilt und auch aufgefaßt wird; und ohne sich um des Barons Entrüstung zu kümmern, sagte er besänftigend und mit einem Versuch, das Ganze in einen Scherz zu drehen: „Ja, gewiß ist er ein Jakobiner! Das liegt in unsrer Familie! Ich bin selbst auch einer gewesen, und zwar ein rechter! Damals im Jahre 1789 vor vierzig Jahren, und mein alter Vater war auch einer Anno 1772. Er lernte es allerdings niemals, sich mit denen auszusöhnen, die die Macht besaßen. Aber sonst . . ." er nahm eine Prise, „das geht vorüber. Das geht gewöhnlich vorüber!"

„Nicht bei mir!" beteuerte Joachim jetzt in vollem Ernst. „Wohl weiß ich, daß wir jetzt im schwedischen Reich bis über die Ohren in Heuchelei und Feigheit drin stecken, aber . . ."

„Halt! Halt! mein junger Freund!" Der alte Figge erhob sich feierlich, und ehe sie sich's versahen, waren sie plötzlich alle mitten drin in einer politischen Kannegießerei, in der die Zänkereien aller Stände während der unruhigen zwanziger Jahre wieder auftauchten.

Das Abendbrot, das infolge der großen Mühe, die das Einfangen, Töten und Rupfen der Hühner gemacht hatte, viel zu spät auf den Tisch kam, war nicht besonders gemütlich. Die Herren hatten, mit Ausnahme Joachims, der mehr geredet als getrunken hatte, und Olof Stjernes, der wie ein Ochs trinken konnte, durch die reichliche Versorgung im Comptoir schon einen etwas schweren Kopf, und die Majorin war schlechter Laune, weil es so spät geworden war, und auch die Mädchen waren sehr schweigsam, denn die Gegenwart des „Freiers" wirkte immer niederschlagend auf alle miteinander. Sie hielten sich dicht bei einander, und weder Nils Olof Stjerne, der sich den ganzen Abend aufrichtig danach gesehnt hatte, seine Auserwählte zu sehen, noch Joachim, der Agnete mit eifersüchtigen Augen bewachte, gelang es, ein einziges Wort an sie zu richten. Sie saß bei Tisch zwischen Beate und Karin Maria und schlug den ganzen Abend kaum ein einziges Mal die Augen auf.

Die Majorin war jedoch durchaus nicht unzufrieden mit dem Benehmen ihrer Tochter. Es ziemte sich für ein junges Mädchen, in solchen Sachen „retirée" zu sein. Außerdem hielt sie dies auch für das klügste Verfahren, so lange die Verlobung noch nicht endgültig veröffentlicht war.

Am nächsten Morgen in der Frühe fuhren der Freier und Figge Wallqvist nach Hause. Eine kühle Einladung, den Tag über noch dazubleiben — in Anbetracht des verführerischen Fräuleins Susen, das heute erwartet wurde, fand es die Majorin nicht klug, sehr dringend zum Dableiben aufzufordern — wurde höflich abgelehnt. Stjerne versuchte es noch einmal, einen Blick von Agnete zu erhaschen, aber es gelang ihm abermals nicht. In dem nebligen Aprilmorgen stand sie auf der Hausstaffel und verneigte sich vor ihm mit noch immer niedergeschlagenen Augen, während er mutlos und in schlechter Laune die Zügel ergriff und auf die Pferde einhieb.

Fünftes Kapitel.

Um sechs Uhr nachmittags fuhr der alte gelblackierte Landauer des Kriegsrats Fagerhjelm durch das Gartenthor herein in den Hof. Joachim stand gerade mitten auf dem Grasplatz, wo er den jungen Hengst „Ajax“ an einer langen Leine ein wenig im Freien laufen ließ. Das schöne Tier war wild und ausgelassen; die ungewohnte frische Luft und das beständige Im-Kreisherumlaufen hatten es erregt, und Joachim konnte es nur mit Mühe am Durchgehen verhindern. Es schnaubte mit tief gesenktem Kopf, scharrte mit den Füßen und schlug mit den Vorderbeinen; Joachim war vollauf mit ihm beschäftigt und mußte es daher Onkel Niklas überlassen, den Damen aus dem Wagen zu helfen. Erst als sie nach vielen lauten Worten und Entschuldigungen auf der Staffel und dem Flur, „weil sie die Herrschaften am hellen Werktag heimsuchten“, in dem nun endlich geheizten Salon glücklich untergebracht waren, wagte sich Joachim die Treppe hinauf und in sein eigenes Zimmer. Hier machte er in Gedanken an die zwölf verführerischen Offiziersaspiranten äußerst sorgfältig Toilette, legte seinen allerbesten Anzug an und gab auch seinen Haaren etwas wohlriechende Pomade.

Als er endlich fertig war und durch die Wohnstube ging, war Beate gerade im Begriff, von Agnete und Mamsell Fiken unterstützt, das Abendbrot auf den nun zu einer großen Tafel zusammengefügten Klapptischen anzurichten. Ein kleines Sparlicht auf dem Anrichtetisch beleuchtete schwach den weiten Raum. Die Tapetenthür nach der Küche stand weit offen, und es schlug ihm daraus ein höchst appetitlicher Geruch von dem „halbertrunkenen“ Trut-

hahn, sowie das Geklapper von Tellern und Töpfen entgegen. Agnete, schwer mit Tellern beladen, warf im Vorbeigehen einen hastigen, scheuen, fast feindselig spöttischen Blick auf seinen sorgfältigen Anzug. Auch Beate hatte ihn bemerkt und konnte sich nicht enthalten, die Schwester mit einem bedeutsamen Blick ein wenig anzustoßen.

Drinnen im Salon, in feierlichem Halbdunkel, beim Schein der vier angezündeten Wandleuchter — zwei auf jeder Langseite des Zimmers — unterhielt Tante Charlotte auf dem Sofa zwei magere weibliche Personen mit hohem, mit Blumen versehenem Kopfputz und mit herunterhängenden Locken an den Schläfen. Ein junges, oder wenigstens jüngeres Mädchen in ausgeschnittenem hellblauem Seidenkleid, das Spitzentaschentuch graziös zwischen den Fingerspitzen haltend, verhandelte „Geheimnisse" mit Karin Maria im Ecksofa, während der junge Fritz Fagerhjelm, der sonst in Lund seinen Wohnsitz hatte, unter viel Scherzen und Lachen herauszubringen versuchte, was sie sagten. Aus dem Comptoir drang schon das Geräusch der Würfel und der Steine des Brettspiels herüber.

Mit gebührender Feierlichkeit wurde Lieutenant Skytte der Kriegsrätin und ihrer etwas jüngeren Schwester, der Frau Hauptmann Ekebeck, vorgestellt. Nach einigen wohlgesetzten Reden, wie sie der damalige Gebrauch verlangte, konnte er sich dann an Fräulein Susen wenden.

Joachim schwor sofort darauf, daß dieses Fräulein Susen — potztausend alle Welt — durchaus nicht übel sei! Mager war sie zwar, das schien in der Familie zu liegen, aber sie war ein Blitzmädel! Sie hatte gleich eine ganze Menge Grüße an den „Herrn Lieutenant" von gemeinsamen Freunden zu bestellen und wußte dabei ihre großen blauen Augen so gut zu gebrauchen, daß Joachim, plötzlich ganz aufgeräumt und in strahlendem Humor, den Bewohnern von Kristianstad zu ihrer neuen Bewohnerin gratulierte, die sich so „unternehmend" zeige. Als Agnete nach einer Weile auch hereinkam und, vor den Gästen sich verneigend, der Mutter das fertige Abendbrot anmeldete, machte Vetter Joachim offenbar Susen schon gewaltig den Hof. Dort drüben stand er neben ihr und neigte sich in sentimentaler Stellung zu ihr hernieder, ihr allerlei Schmeiche-

leien zuflüsternd und mit mystischen Worten andeutend, wie schlimm es für ihn sei, für sie ein Fremder zu sein und darum nicht verstanden zu werden und so weiter. Karin Maria aber, empört über diese unpassende, unbesonnene Courmacherei, stickte mit einem Eifer an ihrer Stramin-arbeit, als gälte es ihr Leben, und kümmerte sich durchaus nicht um den armen Fritz, der ihr äußerst niedergeschlagen gegenübersaß.

Die Majorin erhob sich sofort und bat die Herrschaften, mit einem „Butterbrot" vorlieb zu nehmen. Aber aus diesem gesucht anspruchslosen Wort bekam man den Eindruck, daß das, was sie biete, nicht mit Gold aufzuwiegen sei. Der Major und der Kriegsrat, beide mit ein wenig geröteteren Gesichtern, als gewöhnlich, kamen nun aus dem Comptoir, und Joachim wurde aufs neue vorgestellt.

„Auf Ehr und Seligkeit!" rief der Kriegsrat, sich in die Brust werfend und mit ein paar alten Napoleonsdor klimpernd, die er immer in der Westentasche trug, während er Agnete bewundernd vor sich im Kreis herumführte, „du kannst wahrhaftig stolz auf dein Nesthäkchen sein, mein verehrter Freund und Bruder!"

Agnete errötete; den Kopf hilflos auf die Seite geneigt, zupfte sie verlegen mit der freigebliebenen Hand an ihrem Musselinkleid. Sie fühlte, wie aller Augen auf sie gerichtet waren.

„Sind wir vielleicht zu groß geworden, um dem alten Onkel einen Kuß zu geben?" setzte der alte Herr mit lauter Stimme galant hinzu. Und ohne eine Antwort abzuwarten, legte er den Arm um das junge Mädchen und küßte es herzlich.

Joachim hatte sich bei den Worten des Kriegsrats, ebenso wie alle andern, umgedreht und Agnete angesehen. Sie sah entzückend aus in ihrer frischen, unbewußten Anmut, mit den kindlich schmalen Schultern und dem weichen, etwas hohen, im Schein der Lichter blendend weiß schimmernden Nacken. Er hatte plötzlich Susen vollständig vergessen, und als der „alte Libertin", wie er von da an bei sich selbst den Kriegsrat betitelte, sie so ohne weiteres küßte, runzelte er aufgebracht und empört unwillkürlich die Stirne. Wie konnte sich nur Agnete solch eine Unverschämtheit ruhig gefallen lassen!

„Wenn meine gnädige Cousine die Güte hat!“ Mit diesen Worten verbeugte sich der Kriegsrat vor der Majorin. Mit würdevoller Herablassung legte diese zwei Finger auf seinen Arm; Onkel Niklas bot wohlwollend seine Arme den beiden mageren Schwestern auf dem Sofa, und Susen schlang schelmisch ihren Arm um die noch immer verdrießliche Karin Maria, weil sie sah, daß der Lieutenant keine Miene machte, sie zu Tische zu führen.

Dann verneigte und sperrte man sich noch eine Weile im Eßzimmer; endlich saß alles, und Beate, etwas erhitzt und aufgeregt, bot die Speisen herum, während die Majorin freundlich zum Zugreifen nötigte. Agnete, mit einem unbestimmten Widerwillen, mit den andern zusammen zu sein, machte sich noch im Salon zu schaffen; sie zog die Sofadecke zurecht und stellte die Stühle wieder an ihren Platz.

„Agnete! ...“ flüsterte Joachim dicht neben ihr.

Es war etwas in seiner Stimme, verlangend und demütig bittend zugleich, das plötzlich ihr Blut heiß aufwallen ließ.

„Vetter Joachim!“ rief sie verwundert, als ob sie ihn vorher gar nicht bemerkt hätte. „Aber ...“ sie blickte sich um, „was hast du denn mit Susen gemacht?“

„Agnete ...!“ Er streckte seine Hand nach der ihrigen aus und wagte es doch nicht, sie zu ergreifen. Agnete aber zog sich ein wenig zurück und sah ihn unfreundlich und zürnend an.

„Ich habe es dir ja gesagt, du würdest dich sogleich in Susen verlieben; sie ist eine so vollendete Weltdame ...“

„Ach, zum Kuckuck mit Susen!“ rief er plötzlich ungeduldig, zwar leise, aber energisch, ergriff rasch ihre kleine Hand und zog sie mit sanfter Gewalt an sich. „Du ...,“ er senkte die Augen und räusperte sich. „Wenn du dich noch einmal von dem alten Branntweinfaß küssen läßt, dann drehe ich ihm den Hals um!“

Agnete machte große, unschuldige Augen. „Aber Joachim ... so ein lieber, alter Onkel!“

Aber ihre Augen waren allzu unschuldig gewesen; er ließ sich nicht für Narren halten! Ohne seine Blicke abzuwenden, die jetzt wieder unverstellt zärtlich und munter und halb fragend waren — als ob er um mehr bitten

wolle, es aber nicht wage — zog er ihre Hand an die Lippen und küßte sie.

„Kleine Agnete!“ murmelte er.

Nach dem Abendbrot spielten alle zusammen, außer der Majorin und der Kriegsrätin, verschiedene Kartenspiele um Pfeffernüsse und gebrannte Mandeln. Agnete war dabei so ausgelassen, daß ihr Karin Maria mehreremal einen strafenden Blick zuwarf und sie unter dem Tisch am Rock zog. Joachim bemerkte jetzt auch, wie gut sie es verstand, ihre Augen zu gebrauchen, mindestens ebenso gut wie Fräulein Susen. Sie hatte eine Art, dem jungen Fritz Fagerhjelm, wenn er gewonnen hatte, ihre Hände zum Küssen hinzuhalten — die sie aber dann doch im letzten Augenblick regelmäßig wieder zurückzog —, bei der es ihn heiß und kalt überlief, denn er saß auf der andern Seite des Tisches, zwischen Frau Hauptmann Ekebeck und Fräulein Susen, und konnte sie ganz gut beobachten. Und das Schlimmste war, daß es ihr so gut stand, diese übermütige, kindlich herausfordernde Koketterie mit der allzu deutlichen Geschicklichkeit. Trotz seines Aergers und seiner Unruhe mußte er doch immer wieder über sie lächeln, während er seinerseits sich Fräulein Susen widmete und vollständig mit ihr beschäftigt zu sein schien. Mit den Händen auf dem Rücken, und ihr Gesicht dicht unter dem seinigen, spielte Susen „gerade oder ungerade“ mit ihm, mit Nußkernen, die sie dann unter Scherzen und Lachen miteinander aufaßen.

Nachher wurden Rätsel aufgegeben. Tante Netten — wie sie von den jungen Mädchen genannt wurde —, die Joachim während des Kartenspiels als eine fröhliche und tolerante Dame erkannt hatte, war unermüdlich im Reimen und darin allen voran.

„Mein Erstes trifft im Walde man,
Mein Zweites ist ein kleiner Fluß,
Mein Ganzes ist ein Dummrian,
Vom Scheitel bis zum Fuß!“

las sie lustig von dem ihr von der Majorin zu diesem Zweck freiwillig gewährten halben Papierbogen.

Joachim und Fräulein Susen steckten die Köpfe zu-

sammen und brachten die abenteuerlichsten Lösungen vor, aber niemand brachte das Rätsel heraus.

„Aber, mon Dieu!“ rief die Hauptmännin und fächelte sich mit dem Papier — der warme Punsch und die Pfeffernüsse hatten den Wärmegrad in dem überheizten Salon noch bedeutend erhöht — „kann es wirklich niemand herausbringen? ... Das ist doch selbstverständlich mein Mann! Eke—bäck — Eichen—bach! Das ist doch so klar wie der Tag!“

Sie richtete ihre runden blauen Augen, die an die der Nichten erinnerten, mit einem lustigen Ausdruck ungekünstelten Erstaunens auf Joachim, so daß dieser sofort in lautes Lachen ausbrach und sich nur verwunderte, daß er bei der treffenden Beschreibung nicht sofort auf den ehrenwerten Hauptmann verfallen war.

Aber alle drei Schwestern Skytte waren verletzt; sie blickten verlegen vor sich hin, und Beate flüsterte dem jungen Fritz ins Ohr, sie könne Tante Netten durchaus nicht begreifen.

„Sie meint es ja nicht böse,“ tröstete Fritz, „aber in ihrer Jugend gehörte es zum guten Ton, nicht allzu empfindsam zu sein, wenn man von seiner Ehehälfte sprach.“

„Mama würde niemals so etwas über Papa sagen,“ versicherte Beate, noch immer entrüstet.

„Nein ...“ Fritz sann ein wenig nach und sah dann aus, als ob er das nicht gerade als eine vorteilhafte Eigenschaft der Majorin betrachte. „Aber Tante Skytte ist eben auch so ungewöhnlich ernst.“

Es war schon spät, aber niemand wollte zu Bett gehen; man sah so selten junge Leute auf Munkeboda. Karin Maria bat Joachim, ihre Harfe aus der Giebelstube zu holen, und sang einige Lieder von Geijer, sowie die beliebte und allgemein bewunderte „Holdselige Rose“ und „Die Blumen“. Alle lauschten andächtig dem Gesang, alle schienen des Lachens und Scherzens plötzlich müde geworden zu sein. Tante Charlotte richtete sich in ihrer Sofaecke auf und blickte würdevoll um sich, stolz über die Leistung ihrer ältesten Tochter. Die Thür zum Comptoir öffnete sich leise, und durch den dichten, von den langen Tabakspfeifen ausgehenden Rauch, der wie eine Wolke ins Zimmer drang, erblickte man zwei vorgestreckte rote Gesichter.

Joachim hatte unbemerkt seinen Platz gewechselt und saß jetzt hinter Agnete. Ohne daran zu denken, hatte er die Hand über die Rückenlehne ihres Stuhls gelegt, und plötzlich fühlte er, wie ihr Hals unbewußt darauf niedersank. Er rührte sich nicht, sondern saß mäuschenstill, während ihr weicher Nacken vertrauensvoll, beinahe wie zärtlich auf seiner Hand ruhte. Ihre runden, weißen Schultern erschienen in dem Halbdunkel des Zimmers auf dem blauen Möbelüberzug noch weißer — wäre es Fräulein Susen oder irgend ein andres Mädchen gewesen, so hätte er nicht eine Minute gezaudert, sondern sofort seine Lippen darauf gedrückt: das wäre nur eine gewöhnliche Galanterie gewesen und ganz in der Ordnung. Aber was auch immer der Grund sein mochte, bei Agnete wagte er es nicht. Vielleicht war es nur aus Angst, es könnte von irgend jemand gesehen und eine scherzhafte oder eine zweideutige Bemerkung darüber gemacht werden, was ihm aber, das fühlte er ganz deutlich, im höchsten Grade unangenehm gewesen wäre. Die einzige Zärtlichkeit, die er sich seiner Cousine gegenüber erlaubte, war, daß er sich zu ihr hinunterbeugte und seine Wange an ihr weiches Haar drückte.

„Kleine Agnete!“ murmelte er noch einmal. Dieses einfache und gewöhnliche Schmeichelwort war das Einzige, was ihm in diesem Augenblick einfiel, ihm, der sonst stets so viele ausdrucksvolle und huldigende Eigenschaftswörter für das schöne Geschlecht in Bereitschaft hatte.

Agnete vernahm es wohl, und sich plötzlich seiner Nähe bewußt werdend, richtete sie hastig das etwas zurückgeneigte Köpfchen in die Höhe und saß nun so gerade wie eine Kerze, nur ganz wenig vorgeneigt unter seinen Blicken, die sie unwillkürlich fühlte.

Karin Maria schloß mit einigen langen, zitternden Accorden; Joachim erhob sich im selben Augenblick von seinem Platz hinter Agnete und sagte mit einer Stimme, die sie gar nicht recht kannte, hastig, energisch, wie über die Worte stolpernd: „Jetzt wollen wir tanzen!“

Niemand machte eine Einwendung. Frau Hauptmann Ekebeck setzte sich schnell wie auf Kommando ans Klavier. Ohne sie erst zu fragen, nahm Joachim in der allgemeinen Verwirrung, während die andern erst Tische und Stühle

rückten, Agnete in seinen Arm und tanzte mit ihr allen voran. Es war ein Walzer, ein aus Deutschland neu eingeführter Tanz, der erst später auf dem Lande allgemein wurde. Agnete tanzte willenlos nach der Musik; es war ihr, als ob sie auf deren Klängen dahinschwebe. Ihre strahlenden Augen blickten lachend in die Joachims. Während sie tanzten, fühlten sie sich wie ganz allein auf der Welt — es war keine Rede mehr von Zwang, Scheu, Furcht oder Verstellung zwischen ihnen.

Der Walzer war zu Ende. Joachim zog Agnete, die plötzlich schwankte, noch näher an sich und gab sich alle Mühe, selbst fest auf den Füßen zu bleiben. Es war ihm auf einmal so wirr im Kopf, als ob er in der Stille eine ganze Flasche Champagner geleert hätte.

„Danke! Danke!" murmelte er und drückte heftig ihre Hände, ohne recht zu wissen, was er sagte und that.

Fräulein Susen war beleidigt. Sie konnte gar nicht verstehen, warum der einzige Kavalier — natürlich rechnete sie den jungen Fritz nicht als solchen — plötzlich mit der „Jüngsten" tanzte, anstatt sie zu engagieren, wie es Schick und Brauch gewesen wäre und die einfachste Höflichkeit es verlangt hätte. Sie saß sehr aufrecht da, die Arme in die Seiten gestemmt und das Taschentuch vornehm zwischen den Fingerspitzen haltend, während Fritz ein wenig ungelenk Karin Maria zum Tanz aufforderte, und Beate sich gutgelaunt von Onkel Fagerhjelm herumschwingen ließ. Es war ganz spaßig, Onkel Fagerhjelm tanzen zu sehen; er neigte dabei den Kopf auf die Seite und machte allerlei künstliche und überflüssige Bewegungen mit den Beinen. In der Saalthür stand Mamsell Fiken in ihrem neuen schwarzen Grenadinekleid und wiegte sich, die Hände in die Hüften gestemmt, im Takt nach der Musik. Der Major machte von der gegenüberliegenden Thür aus mehrere vergebliche Versuche, durch die Tanzenden hindurch zu Mamsell Fiken zu gelangen. Er nickte ihr aber unaufhörlich zu und rief dazwischen hinein aufmunternd: „Nun werden wir, Mamsell Fiken — jetzt kommen wir dran!"

Sobald sie anhielten, fing Agnete einen erstaunten und erzürnten Blick der Mutter auf; sie begriff sofort, was er zu bedeuten hatte, und erschrak tödlich. „Susen," flüsterte

sie, noch nach Atem ringend, und blickte Joachim flehend an. „Susen sitzt!"

Joachim war so glücklich, daß er hätte laut lachen können. Er drückte innig Agnetes Hände, die noch immer in den seinigen ruhten, und ging dann artig auf Susen zu.

„Sie werden doch nicht um meinetwillen Ihre Dame so schnell verlassen haben!" sagte Susen spitzig und mit süßsaurer Miene.

„Aber gnädiges Fräulein!" Joachim sah sie vorwurfsvoll an und legte die Hand gefühlvoll aufs Herz. „Ich bin vollständig darauf vorbereitet, daß Sie mich mißverstehen. Wir hatten ein Vielliebchen miteinander gegessen, meine Cousine und ich," fügte er so laut hinzu, daß es die Damen drüben auf dem Sofa auch hören konnten.

Fräulein Susen war nicht schwer zu versöhnen. Sie schlug ihm sehr liebenswürdig vor, sie und der Herr Lieutenant sollten nun die Mädchen Polka lehren, „denn Polka tanzt man jetzt in Kristianstad am meisten," erklärte sie überlegen.

Beate war gleich Feuer und Flamme für diesen Vorschlag. Die gefällige Frau Hauptmann spielte weiter, und nun begannen alle miteinander, auch Mamsell Fiken, den neuen „Tanzschritt" zu lernen. Fräulein Susen machte, das hellblaue Kleid sehr graziös etwas in die Höhe hebend, eifrig und gerne die Lehrerin.

Nur Agnete that nicht mit. Sie hatte sich gleich nach dem Walzer auf den Flur hinausgeschlichen und sich in der Dunkelheit auf die nach oben führende Treppe gesetzt, ohne die Kälte zu empfinden.

Joachim hatte sie verschwinden sehen und den Grund geahnt; er wurde plötzlich unruhig, und von einer unerträglichen Sehnsucht nach ihr ergriffen, ging er ihr nach, als er sich vergewissert hatte, daß alle von der Polka vollständig in Anspruch genommen waren.

„Agnete," flüsterte er leise. Er konnte sie in dem schwachen, flackernden Licht der rauchenden Thranampel auf dem Flurtisch zuerst gar nicht sehen.

Sie antwortete nicht, sondern erhob sich rasch, sich ans Treppengeländer anlehnend.

Im nächsten Augenblick war er neben ihr, und plötz-

lich — keines von ihnen konnte sich nachher erinnern, wie es eigentlich zugegangen war — lag sie in seinen Armen, die Wange innig und fest an seine Brust geschmiegt.

„Agnete! Mein Liebling, mein Lieb!" flüsterte er ihr glückselig zu.

Sie antwortete nicht, aber sie blickte zu ihm auf, zärtlich, scheu, ja wie ein wenig neugierig. Und er erkannte plötzlich, daß die kleine Agnete an einem einzigen Tag, unter den heißen Strahlen einer brennenden und endlich vollbewußten Liebe zur Jungfrau herangereift war. Und die heiße, beinahe rohe Leidenschaft, die ihn vorhin beim Tanze für alles andre, was um ihn her vorging, beinahe blind und taub gemacht hatte, zerfloß hier in der Stille und Einsamkeit zu weicher Zärtlichkeit und ängstlich zitternder Hingebung.

Es war nur ein Augenblick. Eine Thür ging auf, und das Geräusch fröhlicher Stimmen und der Lärm des Tanzes drang heraus. Agnete riß sich bebend aus seinen Armen und flog lautlos die Treppe hinauf.

Sechstes Kapitel.

Am nächsten Morgen, während die Gäste noch schliefen und der feierliche Frühstückstisch beim Schein des Lichts gedeckt wurde, sah Joachim beim Herunterkommen Agnete mit einem Tuch um die Schultern am Flurfenster stehen und ihren Hut aufsetzen.

Er fuhr zusammen; er hatte nicht ein Wort mehr mit ihr gewechselt, seit er sie am Abend zuvor auf der dunklen Treppe in seinen Armen gehalten hatte. Als sie einige Zeit nachher wieder in den Salon kam, gerade als die Gesellschaft am Aufbrechen war, konnte er nicht einen einzigen Blick von ihr auffangen, und sie hatte ihm nur mit all den andern flüchtig und beinahe unhörbar gute Nacht gesagt.

Er näherte sich ihr ein wenig zögernd; sie hatte die Augen niedergeschlagen und schien ihn nicht zu bemerken.

„Gehst du aus? ... so früh am Morgen? ..." Das war alles, was er, sonderbar verwirrt, herausbringen konnte.

Sie sah ihn nicht an, während sie ihre blauen Fausthandschuhe anzog.

„Ja, ich soll schnell vor dem Frühstück zu Nils Mäns Gunilla gehen und sie zum Schafscheren bestellen; Mama hat es befohlen."

Joachim öffnete die Hausthür, und ohne ein Wort zu sagen, nahm er seine Mütze und ging mit ihr.

Schweigend gingen sie nebeneinander her. Der Sonnenschein glitzerte auf den hellgrünen Wiesen und auf dem Walde, der anfing, eine rotbraune Färbung anzunehmen. Die Kälte saß noch immer in der Erde, und die tiefen

Wagengeleise auf den Wegen waren an dem frühen Morgen mit einer spröden Eiskruste bedeckt, die bei jedem Schritt knisternd zersprang und einbrach.

Immer noch sprach keines ein Wort. Plötzlich, wie von einer inneren Eingebung getrieben, neigte sich Joachim zu Agnete herunter und sah ihr ins Gesicht. In ihren Augen standen große Thränen, die am Herabfallen waren.

„Aber Agnete," sagte er, „warum in aller Welt . . ." Er nahm ihre Hand, die schlaff an ihrer Seite herunterhing. „Agnete, sag mir nur um Gottes willen, warum du weinst," fragte er noch einmal.

„Weil . . . weil . . ." schluchzte sie, „weil du nicht ein einziges Wort mit mir sprichst."

„Aber Agnete," begann Joachim erregt, „ich gehe ja hier neben dir und bin ganz glücklich, daß ich überhaupt neben dir gehen und schweigen darf, mein Liebling!" Hier drückte er zärtlich die kleine Hand in dem Fausthandschuh. „Was könnte ich auch sagen, das gut genug wäre?"

Agnete schwieg unter ihrem breitrandigen Hut. Von ihrem ganzen Gesicht sah er nur einige widerspenstige Haarlocken und die Nase — eine kleine, runde Nasenspitze, die etwas trotzig aussah.

Und mit dem merkwürdigen Verständnis zwischen zwei Liebenden erriet er sofort, über was sie nachgrübelte.

„Du willst — du willst, ich soll dir jetzt das sagen — was — was ich gestern abend nicht gesagt habe?"

Agnete richtete sich ein wenig auf, mit einer Bewegung, die ihm zu verstehen zu geben schien, daß das jetzt ganz gleichgültig sei. Aber Joachim ließ sich von dieser erheuchelten Gleichgültigkeit nicht täuschen; lachend beugte er sich vor und zog ihren Arm in den seinen.

„Mein liebes Mädchen, das ist ja schon alles gesagt," mit einem Kuß, wollte er hinzufügen, als es ihm einfiel, daß er sie ja noch gar nicht richtig geküßt hatte, nichts weiter, als auf die Wange und die Hand. Er lächelte, blieb dann stehen, und indem er ihre Hand erhob und sie an die Augen drückte, murmelte er einmal ums andre, leise und leidenschaftlich: „Ich liebe dich! Aber ich liebe dich ja . . ."

Jetzt erhob sie das Gesicht zu ihm, errötend und mit

bebenden Lippen. Ihr Blick ruhte in dem seinigen: warm, zärtlich, in unverhohlener, vollkommener Hingebung.

Da schlang er seine Arme innig um sie, neigte sich nieder und drückte seine Lippen auf ihre zarte Wange — sie war frisch und ein wenig feucht von der kühlen Morgenluft — und auf ihre weichen, halbgeöffneten Lippen, die sich verschämt unter seinen langen Küssen schlossen.

Keines dachte daran, sich zuerst vorsichtig umzusehen, ob sie auch wirklich allein wären. Aber das war auch nicht nötig; auf dem steinigen, holperigen, gefrorenen Weg, der sich gewunden zwischen den Heidehügeln und Ackerstücken dahinzog, befand sich so früh am Tag keine Seele unterwegs.

„Und du machst dir wirklich etwas aus mir armem, sündigem Teufel?" fragte Joachim demütig, obgleich vollkommen überflüssig, nur um es sich noch einmal von ihr versichern zu lassen.

„Ich werde mir niemals etwas aus einem andern machen, in meinem ganzen Leben nicht," murmelte Agnete schmerzlich, indem sie plötzlich, wie von ihrer eigenen Heftigkeit erschreckt, die Augen schloß.

„Und Stjerne?" fragte er übermütig, geradezu triumphierend. Aber in der nächsten Sekunde bereute er bitter, diesen Namen ausgesprochen zu haben. Ueber Agnetes Gesicht glitt ein solch schmerzlicher Ausdruck, daß sie für einen Augenblick beinahe unkenntlich wurde.

„Agnete! Agnete!" flüsterte er zärtlich. „Du fürchtest dich doch nicht vor ihm? Was könnte er dir jetzt noch anhaben, jetzt?"

„Mama!" schluchzte sie nun verzweiflungsvoll. „Du weißt nicht, wie schauderhaft entschlossen Mama ist, wenn sie nun einmal ihr Wort gegeben hat."

„Und du könntest wirklich daran denken, ihr nachzugeben?" rief er heftig.

Agnete sah auf. „Nein," sagte sie leise, aber so deutlich, daß es beinahe scharf klang. „Nein, niemals!"

„Meinst du nicht, es wäre am besten," begann er nach einer kurzen Pause zögernd, „wenn ich nach Marieholm hinüberritte und mit Stjerne spräche, ehe Tante Charlotte ... Wir brauchen es ja nicht sofort Tante Charlotte mitzuteilen," fügte er leiser, halb überredend hinzu.

„O ja!“ rief Agnete erleichtert, „sprich zuerst mit Stjerne! Wenn du ihm sagst, daß ich nicht will, daß ich geradezu nicht kann ... dann muß er es natürlich aufgeben!“ Sie blickte ihn ängstlich an. „Glaubst du nicht auch?“

„Sag mir, Agnete,“ — Joachim hielt mitten auf einem Hügel an und blickte ihr ernst in die Augen — „bist du ganz sicher, daß er sich etwas aus dir macht, ich meine, aus dir selbst, aus deiner Liebe, Agnete? Hat er es dir jemals deutlich angedeutet und von seinen Gefühlen für dich gesprochen?“

Agnete schwieg eine Weile, dann sagte sie leise: „Ja.“

„Du sagst das so sonderbar, Agnete!“ rief er, plötzlich beunruhigt, jeden kleinen Wechsel in ihrer Stimme empfindend.

„Ja, weil ... weil ... Ich kann es nicht ertragen, nur daran zu denken,“ stöhnte sie leidenschaftlich.

„Sag mir nun alles!“ drang er noch ebenso heftig, beinahe ängstlich in sie. „Komm, erzähl' mir die ganze Geschichte!“

„Ach, da ist nicht viel zu erzählen!“ Beinahe instinktiv versuchte sie, ihre Stimme zu beherrschen, um den Eindruck ihrer Worte wieder zu verwischen. „Es war auf dem Ball in Käsnäs, letzte Weihnachten. Sie hatten viel getrunken, und dann, beim allerletzten Tanz kam er und engagierte mich. Ich wagte nicht, nein zu sagen.“

„War er betrunken?“ fragte Joachim, direkt auf die Sache losgehend. „Das kann ich kaum glauben, der Kerl verträgt ja alles!“

„Ich weiß nicht genau, ob er betrunken war,“ sagte Agnete nachdenklich, „aber ganz nüchtern war er auf jeden Fall auch nicht, obgleich er mich viel sicherer führte, als mancher von den andern Tänzern.“

Joachim faßte Agnete fester ums Handgelenk. Zum erstenmal fühlte er, welch eine empörende Unsitte es doch eigentlich war, daß ein junges Mädchen, wie es überall der Brauch war, mit dem ersten besten halbbetrunkenen Herrn, dem es gefiel, sie aufzufordern, tanzen mußte; und wer war an solch einem Weihnachtsball nicht halb oder ganz betrunken?

„Und während wir tanzten," fuhr Agnete mit leiserer Stimme ein wenig stockend, wie von den Erinnerungen gequält fort, „sah er mich immerfort an. Und plötzlich, ohne daß ich es hätte ahnen oder hindern können, neigte er sich über mich und flüsterte . . . etwas . . . und . . ." hier wurde sie blutrot, „und ergriff mein Ohr, als ob er mich beißen wollte . . ."

„So ein ver . . ." Joachim stieß einen Fluch hervor. „Was sagte er?"

„Ach, das weiß ich nicht mehr so genau . . ."

Agnete sah verlegen vor sich hin, erschrocken und doch auch ein wenig geschmeichelt, weil es ihm so nahe ging. „Ich war ganz außer mir, so verblüfft und entsetzt war ich. Er sagte etwas davon, wie süß ich sei, er könnte mich auf der Stelle aufessen. . . . Es war vielleicht nicht so gefährlich, er war natürlich betrunken . . . aber er erschreckte mich — o, wie seine Augen glühten. . . . Sonst ist er ja immer so nett und höflich . . .!"

„Er ist ein roher, liederlicher Gesell, ja das ist er!" rief Joachim ganz blaß vor Wut darüber, daß seine feine, kleine Agnete solch einer unverschämt brutalen Liebeserklärung ausgesetzt gewesen war, und noch dazu einer solchen, wie sie ein Kavalier kaum einer Straßendirne zu bieten gewagt hätte. Aus ihrem unterbrochenen und verlegenen Bericht schloß er mit seiner Erfahrung weit mehr, als sie in ihrer Unschuld begriffen und geahnt hatte. „Um seiner Ehre willen nehme ich an, daß er betrunken war, sonst wäre solch ein Betragen einem anständigen Mädchen aus guter Familie gegenüber mehr als unverzeihlich. Aber du kannst dich darauf verlassen, ich werde den Tölpel zwingen, dich und auch mich um Verzeihung zu bitten!"

„Nein!" rief Agnete, nun doch aufs äußerste erschreckt darüber, daß sie Ursache zu einem Skandal oder Streit werden sollte. „Du darfst die dumme Geschichte gar nicht vor ihm berühren! Ich verbiete es dir, hörst du, ich springe vor lauter Scham ins Wasser, wenn er erfährt, daß ich mich noch daran erinnere und doch noch ganz wie sonst mit ihm zusammentreffe! Aber was hätte ich denn thun sollen?" Sie wandte sich an ihn. „Mama konnte ich doch nichts davon sagen, da schämte ich mich zu sehr

davor. Und dann warb er ja gleich nachher um mich," schloß sie ein wenig unzusammenhängend.

„Du meinst vielleicht, er habe es deshalb gethan," fragte Joachim spöttisch, „um seine Unverschämtheit wieder gut zu machen?"

„Nein!" sagte Agnete ärgerlich. „Ich glaube wirklich, daß er ... daß er ... in mich verliebt ist," kam es endlich entschieden heraus.

Und als Joachim nicht antwortete, fügte sie schüchtern, etwas altklug hinzu: „Das merkt man schon. Ich meine, man fühlt es immer selbst, wenn ein Herr ..."

Sie verstummte, von Joachims lachendem Blick beleidigt, und warf den Kopf zurück.

„Du glaubst natürlich, daß sich noch nie einer in mich verliebt hat!" sagte sie verdrießlich und ein wenig spitzig.

„Weiß Gott! Ich glaube gerade das Gegenteil! Ich," er zog sie versöhnend in seine Arme und flüsterte: „ich bin ja selbst ganz närrisch in dich verliebt!"

Agnete hatte ihren Auftrag an Nils Mäns Gunilla wegen der Schafschur vollständig vergessen; sie entdeckte nun plötzlich zu ihrem Schrecken, daß sie schon lange an dem Seitenpfad vorbeigegangen waren, der über die Heide nach der Hütte führte. Sie machte sich hastig und beinahe unfreundlich von Joachim los.

„Um Gottes willen, Joachim!" rief sie bekümmert und hatte es auf einmal schrecklich eilig. „Vor allem mach, daß du nach Hause kommst, denn du mußt vor mir daheim sein! Was sollen denn nur Fagerhjelms und Mama denken! Und Susen ..." konnte sie sich nicht enthalten noch hinzuzufügen, indem sie sich zum Gehen wandte.

„Du bist aber doch der allergrößte Hasenfuß, den es gibt!" murmelte er unwillig und ließ sie schnell los.

„Hasenfuß!" Sie warf den Kopf zurück und sah ihn mit ihren herrlichen braunen Augen voll an. „Du sollst sehen, ob ich ein Hasenfuß bin, wenn es einmal darauf ankommt!"

Siebentes Kapitel.

Noch an demselben Nachmittag, nachdem Kriegsrats sich verabschiedet und glücklich nach Kristianstad abgefahren waren, ritt Joachim nach Marieholm hinüber. Die Erbitterung gegen Stjerne vom Morgen her hatte den ganzen Tag über angehalten, und er fand keine Ruhe, ehe er mit ihm selbst gesprochen hatte.

Als er in den gepflasterten Hof, mit dem in Sandstein ausgehauenen freiherrlichen Wappen über dem großen Portal, hineinritt, fielen seine Blicke gleich auf die allersonderbarste Erscheinung, die er jemals in seinem Leben gesehen hatte. Eine kleine weibliche Gestalt stand ganz oben auf der steinernen Freitreppe des Hauses, dem Portal gerade gegenüber, an die schwerfällige Sandsteinbrüstung gelehnt. Sie trug einen alten, langen gesteppten Seidenmantel, aus dem die Watte da und dort hervorsah, und auf dem Kopf hatte sie einen hohen, cylinderförmigen Hut mit einem großen, aber sehr schäbigen Federbusch, der mindestens fünfzehn Jahre alt sein mußte. Das Gesicht, in dem eine spitzige, gebogene Nase zwischen zwei scharfen, klugen Augen sehr hervortrat, war ein wenig länglich. In der einen Hand trug sie einen großen Spazierstock, wie es einst in der Rokokozeit Mode gewesen war, und mit der andern hielt sie ihre Kleider in die Höhe, so daß die mit hohen Holzschuhen bekleideten Füße zum Vorschein kamen. Joachim hatte natürlich mehr als genug von ihr gehört, und war nicht einen Augenblick im Zweifel darüber, daß er die im ganzen Göinger Bezirk so viel besprochene Freifrau Malwina Stjerne vor sich habe.

Sie hatte soeben, so kam es ihm wenigstens vor, einen

armen Schlucker von Fronbauern, der mit seinem alten Hut in der Hand unten an der Treppe stand, tüchtig ausgescholten. Als Joachim in den Hof ritt, ergriff sie eine altmodische, scherenförmige, juwelenbesetzte Lorgnette und hielt sie vor die Augen.

„Wer ist Er?“ fragte sie herrisch.

Joachim nahm höflich den Hut ab und verbeugte sich im Sattel.

„Lieutenant Skytte von Munkeboda,“ antwortete er gewandt, „zu dienen, meine gnädigste Frau Baronin!“

„So, der junge Skytte ...“ Sie musterte ihn fortgesetzt sehr ungeniert durch ihre Lorgnette. „Er ist nicht übel, gar nicht übel, auf Ehre! Und Er kennt mich also?“

Joachim konnte ein Lächeln nicht unterdrücken, während er galant antwortete: „Jedermann in ganz Schonen kennt die Freifrau.“

Ein lachender Ausdruck fuhr schnell über ihr kleines, dunkelfarbiges Vogelgesicht. „Das freut mich,“ nickte sie. „Das gehört sich!“

Joachim sah sofort, wie gut sie den Spott seiner Antwort verstanden hatte, sich aber nicht im geringsten davon beleidigt fühlte. Das brachte ihn ein wenig außer Fassung.

Mit einer würdigen Handbewegung bedeutete nun die Freifrau dem Fronbauern, das Pferd zu versorgen, und Joachim stieg langsam die Freitreppe hinauf.

„Natürlich will der Herr Lieutenant zu meinem Sohn?“ fragte die Freifrau jetzt in einem etwas höflicheren Ton als vorher.

„Ja ...“ Er verbeugte sich sehr artig und küßte ihr die Hand; diese war knöchern und kalt wie eine Vogelklaue.

„Er wird gleich kommen, ich sah ihn vorhin im Stall, als ich vorbeiging.“ Mit diesen Worten öffnete sie selbst die schwere eichene Thür und bat ihren Gast einzutreten.

Im Flur kam ihnen ein Diener entgegen, dem die Hausfrau sofort befahl, seinen Herrn zu holen. Dann schleuderte sie mit einer Fertigkeit, die von einer großen Uebung zeugte, die schweren Holzschuhe von den Füßen, ließ ihre aufgeschürzten Kleider herunter und fing nun an — wie Joachim nachher sagte, als er die Scene beschrieb — eher einem Menschen gleich zu sehen, als vorher.

Sie traten nun ins Wohnzimmer, einen langgestreckten, mit alten weißlackierten und vergoldeten Rokokomöbeln reich ausgestatteten Saal; die Freifrau bat ihn, Platz zu nehmen und setzte sich sogleich an ihre Handarbeit. Es war eine Goldfiletarbeit, die in ihrer frühesten Jugend einst Mode gewesen sein mochte; die böse Welt behauptete sogar, es sei überhaupt die einzige Handarbeit, die sie zu machen verstehe. Ebenso sagte man ihr nach, ja, man glaubte es sogar allgemein, die Freifrau Malwina Stjerne, geborene Lejenklö, habe gar nie lesen gelernt. An dieser Unwissenheit, die sie aber, trotz ihrer sonstigen „Geradheit", sehr zu verstecken suchte, war in erster Linie die Originalität ihrer Eltern schuld, sowie deren falsche Auffassung der Rousseauschen Erziehungslehren; dann aber mußte man sie auch der großen Kränklichkeit der Baronin während ihrer Kindheit und Jugend zuschreiben. Sonst wäre freilich solch eine Erziehungsweise unmöglich und unverzeihlich gewesen. Thatsache ist allerdings, daß trotz ihrer weitläufigen und verwickelten Geschäfte sich niemand rühmen konnte, ein einziges von ihrer eigenen Hand geschriebenes Wort jemals gesehen oder gelesen zu haben. Aber zu Pferd war sie früh und spät. Auf ihrem kleinen russischen Klepper ritt sie von Haus zu Haus, von Kätnerhütte zu Kätnerhütte auf ihrem ganzen weiten Eigentum herum, seit sie mit vierundzwanzig Jahren, nach dem Tode ihres Mannes, das Gut übernommen hatte. Damals war dieses ausgesogen und verschuldet, aber jetzt, nach ihrer beinahe vierzigjährigen Verwaltung, war es, trotz Krieg, Staatsumwälzung und Dynastiewechsel, Finanzkrisen und hohen Steuern, so ertragsfähig wie kein andres Gut im ganzen Göinger Bezirk. Ihren Sohn behandelte sie beständig wie einen Unmündigen; und jetzt, als Joachim die Mutter mit eigenen Augen sah, konnte er sehr wohl begreifen, warum Nils Olof Stjerne trotz seinem wirklich guten Verstand so geworden war, wie er jetzt war: träg, melancholisch und unselbständig. Sie hatte von seinem ersten Lebensjahre an seinen Willen unterdrückt und seine Hände gebunden.

„Nun, wie geht's drüben bei Skyttes?" Die Freifrau ging nämlich mit keinem Menschen um und verließ ihren Hof niemals. Aber sie war neugierig wie eine alte

Jungfer und wußte alles, was sich im Umkreis von vielen Meilen zutrug. „Wächst sie heran, meine kleine Schwiegertochter?"

Joachim sah sie verwundert an. „Meinen Euer Gnaden meine Cousine, Fräulein Agnete Skytte?"

„Ja, natürlich!" Sie blickte von ihrer Arbeit auf. „Die Jüngste mit den großen braunen Augen und dem hellen Haar, die mein Sohn . . ." — der Zug um ihren Mund wurde plötzlich halb bitter, halb ironisch — „durchaus nach mir zur Herrin auf Marieholm machen will."

„Es thut mir sehr leid, Ihnen das sagen zu müssen," begann Joachim außerordentlich höflich, während er keinen Moment seine Blicke von der Freiherrin abwandte, „aber ich glaube nicht, daß daraus etwas wird."

„Nicht?" sagte die Freiherrin kalt und blickte ihn ebenso unverwandt an. „Haben die beiden vielleicht Streit miteinander gehabt?"

„Ja," antwortete Joachim lakonisch. Er war wütend über ihre hochmütige, überlegene Behandlung dieses Gegenstandes, und es war ihm geradezu eine Erleichterung, ihr die Wahrheit ebenso kurz und unverschämt ins Gesicht zu sagen.

„Warum denn, wenn man fragen darf?"

„Weil ich nicht will, daß meine Cousine Agnete sich verheiratet!" rief Joachim plötzlich brutal, bis zum Aeußersten aufgebracht durch ihre unveränderliche Gleichgültigkeit.

Die Freifrau ließ ihre Handarbeit los und hob, vollständig überwältigt, beide Hände in die Höhe.

„Großer Gott! Hat man jemals so etwas gehört! Und da sitzt Er hier und sagt das mir, mir, Nils Olofs eigener Mutter, ins Gesicht!"

Joachim hatte sich erhoben. „Ich bin gerade hierhergekommen, um mit Stjerne darüber zu reden, und da ist es ja ganz gut, wenn die Frau Baronin es zugleich auch erfährt. Agnete Skytte, darauf habe ich geschworen, heiratet niemals einen andern als mich, mich allein!"

Als Joachim zu sprechen angefangen hatte, ertönten Schritte und Stimmen im Flur. Die Freifrau erhob hastig die Hand, um ihm Schweigen zu gebieten, aber es war zu spät. Während er die letzten Worte aussprach, trat Baron Stjerne mit Figge Wallqvist in den Saal.

Nils Olof Stjerne blieb mitten unter der Thür stehen. Er hatte natürlich augenblicklich verstanden, wie alles zusammenhing, was auch keine Kunst war, denn Joachim hatte sich klar und deutlich genug ausgedrückt.

„Was zum Teufel!“ Das war das Einzige, was er herausbrachte.

Es entstand eine Pause. Dann trat Stjerne langsam vor und wandte sich, dunkelrot vor Zorn, an Joachim.

„Was zum Teufel soll denn das bedeuten?“ fragte er entschlossen und mit einer gewissen Würde.

Die Freifrau hatte sich erhoben und sammelte ihre Fäden und Flicken zusammen.

„Ja, ja, Junge!“ sagte sie empört. „Schlaget euch nun eben um das Mädel, das ist der einzige Weg, um eine solche Sache abzumachen, wenn es auf anständige Weise geschehen soll. Aber schlaget einander nur nicht tot, das ist nicht nötig!“

Nils Olof Stjerne machte seiner Mutter die Thür auf und sagte zu ihr, während sie hinausging: „Du darfst ganz beruhigt sein, Mama, mich prügelt Skytte nicht.“

Figge Wallqvist hatte sich bis jetzt noch unbemerkt im Hintergrund gehalten, aber bei dieser Anspielung auf die berühmte Stockholmer Geschichte brach er in ein boshaftes Gekicher aus.

Da wandte sich die Freifrau, die schon aus der Thür war, noch einmal um. „Wallqvist kann mich begleiten!“ sagte sie mit großer Würde.

Joachim war wütend — in erster Linie über sich selbst, weil er sich nicht diplomatischer benommen hatte, dann aber auch über Stjerne, der ihm immer wieder die dumme Geschichte mit des Obersten Lotte ins Gesicht zu schleudern wagte; und jetzt vollends hier, in diesem Fall, in Verbindung mit Agnetes Namen.

Stjerne schloß die Thür hinter seiner Mutter und Figge Wallqvist und wandte sich darauf an Joachim.

„Willst du nun so gut sein und mir ordentlich berichten, was das eigentlich bedeutet?“ sagte er kurz.

Er war jetzt ganz blaß und seine Hände bebten. Wie mechanisch machte er seinem Gast ein Zeichen, Platz zu

nehmen, nur um selbst Gelegenheit zum Sitzen zu bekommen; aber Joachim Skytte blieb stehen.

„Es bedeutet sonst gar nichts, als was ich schon gesagt habe: Agnete heiratet niemand anders als mich!"

„Soo . . .?" sagte Nils Olof ironisch. (Er war nicht umsonst von seiner Mutter erzogen worden.) „Was sagt denn Ihro Gnaden die Frau Majorin dazu?"

„Sie weiß es noch nicht," antwortete Joachim kurz.

„Bist du dann gekommen, um mich zu bitten, deine Tante von dem Vorgefallenen zu unterrichten?" fragte der Baron immer noch in demselben Ton.

„Nein!" Joachim konnte sich kaum noch beherrschen. „Ich kam zuerst zu dir, weil ich es für das Einfachste und . . . und . . . das Anständigste hielt," — er hob plötzlich stolz den Kopf — „weil du, den die Sache am nächsten angeht, zuerst wissen mußt, wie es steht."

„Weiter!" befahl Stjerne laut. Er trommelte heftig mit den Fingern auf den Tisch; je mehr Joachim seine Fassung wiedergewann, um so mehr verlor er die seinige.

„Weiter gibt es nichts," antwortete Joachim ruhig. „Das Einzige, um was es sich hier handelt, ist, daß Agnete mich haben will, und nicht dich."

Nils Olof erhob sich und schlug mit der Faust auf den Tisch, daß es dröhnte.

„So, will sie? Aber ich werde dich Lügen strafen!" schrie er außer sich vor Wut.

„Sachte, sachte, mein Freund! Nur immer sachte, Stjerne!" Joachim stieg das Blut nun auch in den Kopf. „Und wenn du deine Ansprüche nicht gutwillig aufgibst, werde ich schon ein Mittel finden, dich zu zwingen!"

„So fahr mit ihr in das Wirtshaus von Norrbaka, gerade wie mit der andern dummen Trine! Nachher, das kannst du fest überzeugt sein, verlangt sie keiner mehr zurück!"

Joachim erhob unwillkürlich drohend seine Reitpeitsche, die er während der ganzen Zeit in der Hand behalten hatte.

„Schäme dich!" rief er erbittert. „Du sprichst von Fräulein Skytte!"

Beide schwiegen einige Augenblicke wie beschämt, etwas

abgekühlt durch die heftige Mahnung Joachims. Stjerne ließ sich schwer auf seinen Stuhl zurückfallen und richtete schweigend, aber zornig wie ein gereizter Stier, seine blauen Augen auf Joachim, der hochaufgerichtet, die Reitgerte in der Hand, zum Fortgehen bereit, vor ihm stand.

Dann erhob sich der Baron aufs neue. Langsam und mit erzwungener Ruhe sagte er: „Laß uns vernünftig miteinander reden, Joachim; auf diese Weise kommen wir ja nie zu einem Verständnis. Ich weiß wohl, daß Agnete bis jetzt ...“ er sah vor sich hin und suchte nach dem richtigen Ausdruck, „bis jetzt noch keine wärmeren Gefühle für mich hegt. Aber ich habe das Versprechen der Eltern, und da ich das Mädchen lieb habe und glaube, sie glücklich machen zu können, habe ich nicht im Sinn, sie an den ersten besten abzutreten, dem es gefällt, eine ‚Caprice‘ ... ich bleibe bei meinem Wort,“ fügte er energisch hinzu, „und ich hoffe, der Herr Major Skytte wird, wenn es darauf ankommt, auch bei dem seinigen bleiben!“

„Gut!“ sagte Joachim kurz. „Dann wissen wir ja, woran wir sind.“

Er wandte sich zum Gehen. Stjerne aber überkam plötzlich das Gefühl, daß, wie auch immer die Sachen zwischen ihnen stehen mochten, er als Wirt doch unmöglich seinen Gast fortgehen lassen könne, ohne ihm das Geringste zu essen oder zu trinken angeboten zu haben. Er sagte deshalb zögernd und sich zusammennehmend: „Willst du nicht dableiben und erst ein wenig Abendbrot mit uns essen?“

Joachim schüttelte überlegen, beinahe verächtlich den Kopf. Allerdings war er hungrig und durstig zugleich, aber unter diesem Dach einen Bissen Brot oder einen Schluck Wasser anzunehmen, so lange Stjerne seine Ansprüche an Agnete aufrecht erhielt, das kam ihm unter seiner Würde vor. Außerdem, das mußte er sich selbst zugestehen, wäre es ihm nach dieser Wendung, die die Unterredung genommen hatte, sehr peinlich gewesen, der Dame Malwina noch einmal zu begegnen.

Das sollte ihm indessen doch nicht erspart bleiben. Als er neben Stjerne, der seinen Gast höflich hinausbegleitete,

auf der Freitreppe stand und auf sein Pferd wartete, erschien auch die alte Freifrau.

Sie kam ungeniert herbei, pflanzte sich gerade vor den beiden auf und fragte mit ihrer gewöhnlichen Derbheit: „Nun, sind die Herren jetzt einig darüber geworden, wer von ihnen das Glück hat und die Braut heimführt?"

Nils Olof wandte den Kopf weg, ohne seiner Mutter zu antworten; er war verletzt und verlegen über die Art, in der sie die Sache auffaßte. Joachim dagegen blickte sie neugierig an, wie sie vor ihm stand, klein und aufrecht in ihrem altmodischen, engen, kurzleibigen Kleide, mit bloßem Hals, ohne ein Tuch als Schutz gegen die recht kühle Abendluft. Als er jedoch dem zwar spöttischen, zweifelnden, aber doch gutmütigen Blick in ihren großen, klaren Augen begegnete, da wurde es ihm auf einmal leichter ums Herz, und er fühlte sich freier und froher, als den ganzen Nachmittag. Rasch neigte er sich nieder und drückte höflich seine Lippen auf ihre magere Hand.

„Natürlich der, den die Braut selbst wählt, oder besser gesagt, den sie schon gewählt hat," sagte er übermütig und sah sie mit seinen schönen Augen offen an.

Die Freifrau war, wie sie selbst sagte, „nicht gefühllos". Sie schüttelte den Kopf, warf die dünnen Lippen auf und sagte, indem sie dem Lieutenant mit ihrem kleinen Knochenfinger leicht über die Wange strich: „Nicht immer, mon cher, nicht immer!" Sie blickte gerade vor sich hin. „Wenigstens in meiner Jugend war es nicht so."

Joachim wußte nicht recht, was er darauf antworten sollte; ihre Stimme hatte gar so eigentümlich geklungen, und sie fügte auch gleich hinzu, während sie die mageren Arme über der einst so koketten Empirekleidung kreuzte: „Damals war ein Mädchen verständig und nahm den, der den Hof und den Namen hatte. . . ."

„Und der andre?" fragte Joachim lachend, indem er noch einen Blick zurückwarf, denn eben wurde sein Pferd vorgeführt, und er sprang schon die Treppe hinunter.

Die Baronin lachte auch.

„Manchmal kam er dann nachher . . ."

„Mama!“ rief plötzlich Stjerne, entrüstet über ihren leichtfertigen Ton, an den er aber eigentlich doch gewöhnt sein mußte.

„Herrgott! Nils Olof ... ein wenig Aufmunterung muß der Mensch doch haben!“ Joachim saß jetzt im Sattel und grüßte die Baronin noch einmal lachend mit dem Hut. Sie warf noch einen Blick auf Nils Olof und fügte trocken hinzu: „Denn, wenn ich das Mädchen recht kenne, nimmt sie dich doch noch!“

Achtes Kapitel.

Nils Olof Stjerne war ganz gewiß im allgemeinen recht langsam und durch die Herrschsucht seiner Mutter etwas abgestumpft, besonders wenn es galt, einen Entschluß zu fassen und auszuführen. In dieser Sache aber war er eigensinnig und trotzig, als echter Bewohner der Landschaft Schonen, denn er war wirklich recht verliebt in Agnete und betrachtete sie, auf das Versprechen der Eltern pochend, als seine verlobte Braut. Er hatte auch nicht gerade Angst vor Joachim als Freier, denn das Gesetz verbot eigentlich die Heirat unter Geschwisterkindern, und die Erlaubnis konnte nur durch ein besonderes Bittgesuch an den König erlangt werden, aber er war doch vorher schon ein wenig eifersüchtig auf den jungen Mann gewesen, dem der Ruf großer Erfolge beim schönen Geschlecht vorausging, und jetzt hatte ihn dessen übermütiges und rücksichtsloses Vorgehen noch mehr aufgebracht. Ohne Zeit zu verlieren, ließ deshalb der Herr von Marieholm am nächsten Morgen seinen Wagen anspannen, und ohne diesmal Figge Wallqvist um seine Begleitung zu bitten, fuhr er geradeswegs nach Munkeboda.

Joachim hatte noch keine Gelegenheit gehabt, mit Agnetes Eltern zu sprechen. Als er von Marieholm zurückkam, war die ganze Familie schon beim Abendbrot versammelt, und erst als er am Abend mit den Cousinen die Treppe hinaufging, wie immer von Tante Charlotte mit dem Talglicht in der Hand bewacht, war es ihm möglich, Agnete noch ein paar Worte über den Ausgang seines Besuchs zuzuflüstern.

Heute war nun der erste Mai, und nach einem alten

Herkommen auf Munkeboda wurde heute das Vieh zum erstenmal auf die Weide geführt. Weil es aber mit dem Gras um diese Zeit noch sehr spärlich aussah, war es auch mit der Weide nicht viel; die Tiere kamen eigentlich nur aus dem Stall heraus, und die ganze Festlichkeit bestand für sie darin, daß sie ein paar Stunden frische Luft schöpfen durften. So standen auch heute die Kühe schwerfällig und ruhig vor der Stallthüre und brummten leise in die frische Luft hinein, indem sie den Hals reckten und mit ihren großen, melancholischen Augen gerade vor sich hinstarrten. Die Kälber dagegen waren von dem Sonnenschein ganz lebenslustig geworden; sie hüpften schwerfällig um die Alten herum und machten wilde, unbändige Sprünge, wenn sie gejagt wurden. Die ganze Festlichkeit, denn als solche wurde die öffentliche Anerkennung des Frühlingseinzugs am ersten Mai angesehen, wurde von dem Herrn Major in höchsteigener Person beaufsichtigt. Er und Joachim hatten selbst geholfen, das Vieh loszubinden, und jetzt stand er, die lange Pfeife in dem einen Mundwinkel und die Mütze tief im Nacken, auf der Wiese und erfreute sich an den munteren Tieren. Auf der Küchenstaffel saßen die Mädchen, einen Shawl um die Schultern geschlungen, aber ohne Kopfbedeckung und ließen sich von der lieben Frühlingssonne, die heute auch ganz besonders warm war, bescheinen.

Da fuhr der Wagen von Marieholm langsam zwischen den Hecken daher. Die Stallgebäude waren von dem Hauptgebäude und dessen kiesbestreutem Hof nur durch die schmale Landstraße getrennt, aber der Baron nahm, als erfahrener Kutscher und Landwirt, natürlich die gebührende Rücksicht auf die losgelassenen Tiere.

„Ha! Guten Tag, Stjerne!“ rief ihm der Major wohlgelaunt entgegen, während die Mädchen alle drei wie auf einen Schlag von der Staffel verschwanden. Joachim dagegen, der in diesem Augenblick das verletzte Hinterbein eines Kälbchens untersuchte, sah den Gast nicht sogleich.

Der Baron stieg langsam aus dem Wagen, klopfte seinem vor den Kühen etwas scheu gewordenen Wallachen beruhigend auf den Hals und fragte dann ungewöhnlich steif und förmlich, ob er mit seinem verehrten Freund ein paar Worte unter vier Augen sprechen könne.

Drin im Comptoir, ehe er noch die Frau Majorin begrüßt hatte, die wie gewöhnlich, wenn Gäste kamen, sich sofort umkleidete, brachte er sein Anliegen augenblicklich vor. Er bat um die Erlaubnis, heute noch selbst mit Fräulein Agnete zu sprechen, denn, sagte er, er habe seine sehr triftigen Gründe, warum er die Verlobung so bald als möglich veröffentlicht haben möchte. Das letztere fügte er mit einem so vielsagenden Blick hinzu, daß dem alten Niklas Skytte ganz beklommen dabei zu Mute wurde.

Ohne weitere Fragen zu stellen, ja beinahe erschreckt, schickte der Major sogleich nach Agnete und auch nach der gnädigen Frau. „Sage vor allem der gnädigen Frau, sie möge auch kommen!" rief er hinter Bengta her, denn er war ordentlich aufgeregt bei dem Gedanken, während der bevorstehenden Unterredung allein mit dem Baron zu sein.

Als Joachim endlich den Kutscher von Marieholm entdeckte, ließ er das Kalb Kalb sein, eilte quer über den Hof und die Küchenstaffel hinauf, wo die Mädchen vorhin noch gesessen, ihm zugenickt und mit ihm geplaudert hatten. Er nahm an, sie seien hinauf in ihr Zimmer gegangen, aber auf dem Wege durch den Küchenflur wurde er von Beate aufgehalten. Sie streckte vorsichtig den Kopf durch die halbgeöffnete Thür der im Augenblick leeren Gesindestube und bedeutete ihm, hereinzukommen.

Auf einer der langen Bänke vor dem weißgescheuerten Eßtisch saß Karin Maria, während Agnete, den Shawl über den Kopf gezogen, vor ihr auf den Knieen lag, das Gesicht in deren Schoß vergraben.

„Aber um Gottes willen, Kinder!" rief Joachim entsetzt, als er hereintrat. „Was ist denn los?"

Agnete erhob den Kopf und blickte ihn mit einem bleichen, ängstlichen Gesicht an. Joachim ging gerade auf sie zu.

„Aber Agnete ..." er hob sie auf und drückte sie zärtlich an sich, ohne sich im geringsten um Karin Maria und Beate, die plötzlich zu weinen anfing, zu kümmern. „Ist es darum, weil Stjerne da ist? ... Und du hast mir doch versprochen, keine Angst zu haben, Agnete!"

„Ich habe auch keine Angst," murmelte sie und drückte ihr Gesicht an seine Schulter, „wenigstens nicht vor ihm.

Aber Mama. . . . Ich bin ja so gewohnt, Mama zu gehorchen."

Da erhob sich Karin Maria plötzlich, und sich neben die Schwester stellend, sagte sie feierlich: „In diesem Falle gehorchst du nur deinem eigenen Herzen, hörst du, Agnete!"

Joachim blickte auf und reichte Karin Maria die Hand.

„Karin Maria," rief er erstaunt und dankbar zugleich, „du hältst zu uns . . .?"

Karin Maria legte die Hand in die seinige und nickte still. Sie wollte noch etwas sagen, aber in diesem Augenblick kam Bengta atemlos hereingestürzt. Beate hatte eigentlich die Thür bewachen sollen, aber sie hatte es natürlich vergessen und stand mit dem Taschentuch vor den Augen da und schluchzte vor lauter Rührung.

„Fräulein Agnete . . ." Bengta blieb mit offenem Munde stehen und riß die Augen weit auf. Da stand wahrhaftig der Herr Lieutenant mit Fräulein Agnete im Arm, und doch wußte ja jedermann in der ganzen Umgegend, daß sie den Baron von Marieholm bekommen sollte!

Agnete machte sich hastig los; sie war totenblaß.

„Möchtest du, daß ich mitgehe?" fragte Joachim sanft. Sie hatten natürlich alle gleich erraten, um was es sich handelte.

Sie blickte ihn einen Augenblick unschlüssig an, aber Karin Maria sagte bestimmt und entschieden: „Das geht durchaus nicht an. Agnete ist es, die gefragt wird, und Agnete allein muß antworten. . . . Uebrigens würde es Mama nur erbittern," fügte sie leiser hinzu, „sowie ihn natürlich auch."

Agnete drückte beide Hände auf ihre Brust — unter der Thür drehte sie sich noch einmal um und sah Joachim mit ihren schönen, thränenerfüllten Augen an. Er ging ihr unwillkürlich einen Schritt nach.

„Laß sie jetzt nur gehen!" flüsterte Karin Maria leise, und laut fügte sie dann hinzu, als Agnete mit Bengta das Zimmer verlassen hatte, „du kannst ganz ruhig sein, Vetter, Agnete zwingt keiner, ebensowenig wie uns andre."

Die gnädige Frau, die es bei allen feierlichen Gelegenheiten für durchaus notwendig erachtete, „im Staat" zu sein, hatte sich noch nicht eingefunden, als Agnete, dem

Befehl ohne jegliche Vorbereitung gehorchend, ins Comptoir trat.

Sie war noch immer sehr bleich und zitterte so heftig, daß sie sich am nächsten Stuhl festhalten mußte, als sie sich, mit niedergeschlagenen Augen und jenem entschlossenen Zug um den Mund, der sie manchmal der Mutter ähnlich machte, vor dem Freier verneigte.

„Agnete, mein liebes Mädchen ...“ begann der Vater und räusperte sich in unheilverkündender, feierlicher Weise. Er blickte unruhig von seiner Tochter auf den Baron, aber keins von den beiden schien ihn ansehen oder ihm die geringste Aufmunterung geben zu wollen. Das brachte den guten Major vollständig aus der Fassung; er wandte ihnen plötzlich den Rücken zu, stellte sich mit den Händen in den Hosentaschen an das am weitesten entfernt liegende Fenster und murmelte hastig: „Sprich du selbst mit ihr, Stjerne — dich geht es eigentlich mehr an als mich.“

Nils Olof Stjerne sah Agnete an: da stand sie, zart und schlank, die weißen Arme fest auf die Lehne des vor ihr stehenden Stuhls aufgestützt, den Kopf auf die Brust geneigt, die sich unruhig hob und senkte. Er näherte sich ihr langsam.

„Fräulein Agnete!“ sagte er leise, mit stockender Stimme, „Ihr Vater hat mir erlaubt, Sie zu fragen, ob ... Sie ... ob Sie, Fräulein Agnete ...“ Weiter kam er nicht; er schwieg ein paar Sekunden und ergriff dann leidenschaftlich ihre Hand. „Agnete,“ flüsterte er flehend und mit tiefem Ernst, „ich schwöre Ihnen, meine Gattin soll es nie bereuen, mir ihr Jawort gegeben zu haben!“

Agnete blickte scheu auf. „Herr Baron,“ begann sie mit schwacher Stimme, „es thut mir leid ...“

Er hielt noch immer ihre Hand fest und drückte sie leidenschaftlich.

„Sagen Sie nichts weiter! O, Sie werden es bereuen! Ueberlegen Sie es sich zuerst, überlegen Sie es in Ruhe!“ Er sprach schnell und aufgeregt. „Lassen Sie sich nicht durch diesen jungen Menschen mit seinen schönen Redensarten verführen, ein früher gegebenes Wort zu brechen!“

„Ich habe mein Wort nicht gegeben!“ rief Agnete entrüstet.

In diesem Augenblick wurde die Thür von außen rasch geöffnet, und die Majorin stand auf der Schwelle. Beim Eintreten hatte sie Agnetes letzte Worte noch gehört und verstand sogleich, durch das Stubenmädchen ohnedies schon vorbereitet, um was es sich handelte.

„Aber deine Eltern haben es in deinem Namen gegeben!“ rief sie erregt aus. Sie nahm sich nicht einmal Zeit, Stjerne zu begrüßen, sie, die doch sonst so höflich gegen ihre Gäste war. „Und du wirst so gut sein und dich danach richten, Agnete, hörst du!“

Dieser herrische Befehl weckte Agnetes bis jetzt noch schlummerndes Selbstgefühl. Sie entzog Stjerne hastig ihre Hand und wandte sich an die Mutter.

„Mama!“ Sie sah ihr fest in die Augen. „Du kannst es ja versuchen, mich zu *zwingen*, wenn du willst, aber niemals in meinem ganzen Leben gebe ich Baron Stjerne mein Jawort!“

„Sie ist verrückt!“ brummte der Major drüben am Fenster. „Sie stößt ihr eigenes Glück von sich! Aber du mußt dir nichts daraus machen, Freund Stjerne — das geht vorüber. Das geht schnell vorüber, du wirst schon sehen.“

„Nein, das geht nicht vorüber!“ warf Nils Olof erhitzt ein. „Das geht nicht vorüber, sage ich, solange der Kerl von Joachim auf dem Hof ist!“

„Und wenn ich auch meinen Vetter niemals gesehen hätte,“ rief Agnete, jetzt zum Aeußersten gebracht, zornig dazwischen, „so hätte ich den Herrn Baron doch nicht genommen! Um keinen Preis der Welt!“

Die Majorin ergriff ihre Tochter heftig am Arm. „Steht es *so*?“ fragte sie scharf. „Hat sich Joachim unterstanden, dir Flausen in den Kopf zu setzen? Wo habe ich nur meine Augen gehabt, daß ich es nicht gleich bemerkt habe?“

Und als Agnete trotzig und erbittert schwieg, fügte sie etwas ruhiger, Stjerne fragend ansehend, hinzu: „Aber das ist ja unmöglich ...! Ich müßte es ja gemerkt haben ...“

„Was er zu Agnete gesagt hat, weiß ich nicht,“ rief

nun der Baron ganz außer sich, „aber so viel ist sicher, daß er gestern bei mir war und auf die unverschämteste Art von der Welt sich seiner Erfolge bei meiner zukünftigen Braut gerühmt hat."

Die Majorin dachte einen Augenblick nach. „Skytte," sagte sie dann gebieterisch, „rufe sofort unsern Neffen herein! — Und du, ma chère," wandte sie sich an die Tochter, „du sollst erfahren, ehe es zu spät ist, daß deine Eltern klüger sind als du. Wenn du so wenig Verstand hast und dich mir nichts dir nichts in den ersten besten Corydon vergaffst, der dir ein paar Dummheiten sagt, dann ... ja, dann verdienst du nichts Besseres, als daß man mit Gewalt kommt!"

Agnete antwortete kein Wort. Während sie jetzt auf Joachim wartete, war sie von einer schrecklichen, gewaltigen Spannung ergriffen; ihr war, als müßte etwas in ihr zerspringen oder zerbrechen. Unwillkürlich richtete sie sich in ihrer ganzen Größe auf und erhob den Kopf. Jetzt in diesem Augenblick, da sie Angesicht in Angesicht mit ihren Eltern und dem Manne, den diese für sie gewählt hatten, gezwungen wurde, ihre junge Liebe und das Recht ihres Herzens zu verteidigen, wurde sie mündig.

Joachim, der seither im Salon gewartet hatte, trat jetzt mit dem Onkel ein und machte die Thür hinter sich zu. Die Majorin ließ sich schwer in einen chinesischen Rohrstuhl niederfallen; sie war so böse und aufgebracht, daß die beiden Bandschleifen unter ihrem Kinn merklich zitterten.

Joachim ging zu Agnete hin, stellte sich hinter sie und legte leicht seinen Arm um sie.

„Liebster Onkel Niklas, beste Tante Charlotte," begann er schnell, aber sehr höflich und sich völlig beherrschend — er hatte während des Wartens darüber nachgedacht, was er sagen wollte. — „Ihr dürft es mir nicht als Trotz oder Mangel an Ehrfurcht auslegen; ich weiß sehr wohl, wie viel ich euch schuldig bin, aber — das nützt alles nichts — Agnete und ich, wir müssen einander angehören!" Er sah Onkel und Tante erwartungsvoll an, und da niemand antwortete, fügte er mit männlicher Entschlossenheit hinzu: „Nun wißt ihr es, und das schwöre ich euch, weder gutwillig noch mit Gewalt entsage ich meiner Cousine!"

Bei seinen Worten, ja schon beim Laut seiner Stimme fühlte sich Agnete unendlich erleichtert und wie befreit von der Last der Vorwürfe und des Verschweigens, die sie bis jetzt gedrückt hatte. Beinahe ohne es zu wissen, lehnte sie sich an Joachim an; er fühlte es und umschlang sie fester mit seinem Arm.

„Verschont uns wenigstens mit euren scènes d'amour!" rief die Majorin erbittert. Sie sagte später zu ihrem Manne, sie habe sich vor Stjerne, der mit steifer Haltung dastand und Agnetes Mutter für sich reden ließ, zu Tode geschämt. „Darf man vielleicht fragen, wie lange schon mein Herr Neffe aux petits soins für meine Tochter gewesen ist?" Wenn die Majorin böse war, verfiel sie gern in die Gewohnheiten vom Anfang des Jahrhunderts und sprach französisch.

„Seit den ersten Tagen unsres Zusammenseins!" antwortete der junge Skytte warm.

„Da hast du deine Zeit ebenso gut benützt, wie bei deinen andern berühmten Liebesaffairen!" konnte die Majorin in ihrer Erbitterung nicht unterlassen auszurufen.

Joachim wurde dunkelrot vor Scham und Zorn. Agnete wandte den Kopf und blickte erstaunt zu ihm auf.

„Charlotte!" rief der Major warnend und sehr scharf. Aber als er zugleich dem Blick seiner Frau begegnete, fügte er schnell etwas zahmer hinzu: „Es ist doch nicht nötig, daß Agnete etwas von der dummen Geschichte hört!"

„Doch, es ist sehr nötig, daß deine Tochter erfährt, welch einen leichtsinnigen Don Juan sie in ihrem Unverstand einem ehrenwerten Freier, der sein gutes Auskommen hat, vorzieht," entschied die Majorin sehr bestimmt.

Einen Augenblick herrschte vollkommene Stille in dem Gemach. Agnete stand unbeweglich mit gesenktem Kopf an die Schulter ihres Vetters gelehnt.

Die Majorin fühlte plötzlich einen Widerwillen, weiter von der Sache zu sprechen, aber sie zwang sich dazu. Sie erhob sich und sagte mit großer Würde: „Joachim ist wahrhaftig deines reinen Herzens nicht wert, mein armes, liebes Kind. Wenn du nur wüßtest, wie er kürzlich in Stockholm ..."

Agnete richtete sich plötzlich auf; sie öffnete ihre Augen

weit und ging wie abwehrend der Mutter einen Schritt entgegen.

„Du brauchst gar nichts zu sagen, Mama — ich weiß alles!“ sagte sie schnell und stolz.

„Du weißt es?“ rief die Majorin verblüfft. „Wer in aller Welt hat denn die unerhörte Frechheit gehabt, dir mitzuteilen . . .“

„Ich weiß alles,“ wiederholte Agnete tonlos, diesmal mit augenscheinlicher Anstrengung.

Sie fühlten alle plötzlich, daß sie nicht die Wahrheit sprach, daß sie gar nichts wußte; daß sie aber zartfühlend in ihrer eigenen Reinheit, edelmütig in ihrer Liebe, nichts wissen wollte, was den Mann, dem sie nun einmal ihr Herz geschenkt hatte, in ihren eigenen Augen oder in denen andrer heruntersetzen könnte.

Und ohne eine Antwort abzuwarten, ohne jemand anzusehen, ohne Joachims Blick begegnen zu wollen, — der ganz bleich vor Erregung, heftig, mit ausgestreckter Hand sich ihr nähern wollte — ging Agnete Skytte langsam aus dem Zimmer.

Neuntes Kapitel.

Joachim hatte seit dem Auftritt am Vormittag keine Gelegenheit gehabt, mit Agnete auch nur ein einziges Wort zu wechseln; aber Beate hatte ihm heilig versprochen, die Schwester am Nachmittag zu bewegen, mit ihr zu Mamsell Fiken zu gehen, wo er sie dann treffen könnte. Als Vorwand für seinen Besuch wollte er sich bei Mamsell Fiken ein Paar gestickter Hosenträger bestellen.

Als die Mädchen etwa um zwei Uhr nachmittags dort eintrafen, war Joachim schon da. Mamsell Fiken war eben damit beschäftigt, dem „Herrn Lieutenant" ihre verschiedenen Muster vorzulegen, indem sie ihm, geschmeichelt durch den Auftrag, versprach, ein wahres Meisterwerk zu schaffen. Als die Mädchen ankamen, Agnete scheu, das Kopftuch tief über die Stirn hereingezogen, beide Hände unter dem Shawl versteckt, Beate aber erkünstelt ungezwungen und allzu unschuldig erstaunt mit ihrem „Was, Vetter Joachim, du hier?" — da verstand Mamsell Fiken sehr gut, welcher Wind die Herrschaften in ihre „niedere Hütte" geblasen hatte. Bengta hatte natürlich in der Gesindestube auch den Mund nicht halten können, und Mamsell Fiken hatte schon selbst ihre Ahnungen gehabt, als sie am Vormittag den Baron schon nach einer kleinen Stunde wieder hatte von Munkeboda fortfahren sehen. „Und," sagte sie später zu Beate, „wenn man auch nur eine arme alte Jungfer ist und sich mit einem untergeordneten Platz in der Welt begnügen muß, so stammt man doch von besseren Leuten und hat, gottlob, auch ein Herz" — hier legte Mamsell Fiken beteuernd die Hand auf die Brust — „ein Herz, in dem Amor auch einmal seine Wohnung aufgeschlagen hatte!" Und nun mußte

Beate unter vielen Thränen die oft vernommene Geschichte von dem Studenten wieder hören, der später Pfarrverweser in Bunkeflo wurde, aber „dort seine Jugendliebe vergaß“. Das war sozusagen die erste wirkliche Liebesgeschichte, die die Mädchen von Munkeboda gehört hatten. Sie hatte in ihren frühesten Jugendträumen eine Rolle gespielt und erschien ihnen auch später noch als das Vorbild eines „richtigen Romans“.

Die Mädchen begrüßten Mamsell Fiken etwas gezwungen und setzten sich nach einigem Sträuben nebeneinander auf das wackelige Kanapee, unter den ovalen Spiegel, den sich nicht einmal Karin Maria jemals mit einem Glas denken konnte. Der vergoldete Rahmen umschloß dafür einen Pappdeckel, den die erfinderische Mamsell Fiken von Maler Andersen in der Stadt mit einer Art wolkigem Himmelblau hatte übermalen lassen; es sollte die wechselnden Lichter eines Spiegelglases vorstellen. Die Wände des Zimmers waren mit gelbem Ocker gemalt, und jenes Blau nahm sich, wie Mamsell Fiken sagte, so „echt schwedisch“ dazu aus, über den kleinen Lithographieen von Gustav Adolf und Königin Friederika. Zwischen diesen beiden hing, unter Glas und Rahmen, ein durchstochenes Herz, umgeben von gepreßten Blumen, sowie einem zweizeiligen Geburtstagsvers, den der treulose Pastor von Bunkeflo einstens selbst für sie geschrieben hatte. Unter diesem Erinnerungsblatt hing, von dem ersten Pariser Miniaturmaler gemalt und von einem feinen Rokokorahmen umgeben, ein wunderschönes Bild von Gustav Moritz Armfeld, das seinerzeit einer Tante von Mamsell Fiken gehört hatte. Diese Tante hatte sich einmal wegen ihrer Schönheit großer Berühmtheit erfreut. Sie war einst bei der Oper unter Gustav III. angestellt gewesen, kam aber nach einem etwas abenteuerlichen Leben in der Hauptstadt, schwindsüchtig und von ihren Freunden verlassen, wieder nach Schonen, um in der „niederen Hütte“ zu sterben. Ihre Harfe, pietätsvoll von staubigen Immortellen bekränzt, stand noch in einer Ecke des Zimmers.

Schon in ihrer frühesten Jugend hatten die Mädchen mit nie schwindendem Interesse die romantischen Erinnerungen dieser Hütte betrachtet, und auch jetzt konnte Agnete,

trotz all ihres Kummers, nicht unterlassen, einen Blick auf die stumme Harfe in der Ecke zu werfen, auf deren nun zerrissenen Saiten einstens zarte, weiße Finger gespielt hatten, Finger, die gewohnt waren, von dem Alcibiades Schwedens und seinen fröhlichen Genossen geküßt zu werden.

Mamsell Fiken, die viel erfahrener war als die unschuldige Beate, verstand natürlich sogleich, daß sie ihrem Günstling, dem „Herrn Lieutenant“, keinen größeren Gefallen erweisen konnte, als wenn sie ihn mit seiner Agnete allein ließ. Nachdem also ihre Gäste Platz genommen hatten, stellte sie sich gerade vor sie hin, ihre vor Kälte steifen Hände unter dem baumwollenen Umschlagetuch gekreuzt, und sann auf einen Vorwand, unter dem sie Beate aus dem Zimmer führen könnte. Wenn sie nur wenigstens ein paar Kaffeebohnen im Haus gehabt hätte! Aber mit den letzten hatte sie leider gestern Frau Bofors bewirten müssen.

„Liebe Beate, möchten Sie nicht vielleicht das Kleid sehen, das ich für Kantors Sissa nähe?“ fiel ihr endlich glücklicherweise zu sagen ein. „Es wird wirklich wunderschön, mit einer Reihe ‚Excuses‘ um den ganzen Rock herum — hier unten,“ beschrieb sie, mit der Hand über ihre Kniee hinfahrend.

Beate verzog nicht einmal den Mund; es war eine altbekannte Sache, was mit Mamsell Fikens französischen Ausdrücken gemeint war. „Excuses“ bedeutete „Volants“, und der Ausdruck hatte sich durch den vieljährigen Gebrauch beinahe im ganzen Dorf eingebürgert. Beate erhob sich daher eifrig und sagte: „Ach ja, liebe Mamsell Fiken, lassen Sie es mich doch sehen!“

Agnete wurde nicht mit einer Silbe genannt, aber der Schein war jedenfalls gerettet, und Mamsell Fiken führte Beate im Triumph über ihre Schlauheit mit sich in die Küche. Hier setzte sich diese, ohne eine weitere Erklärung zu verlangen, sogleich auf den Küchentisch und erhielt von der guten alten Jungfer die Leibspeise ihrer Kindheit: Schwarzbrot mit Sirup darauf gestrichen und getrocknete Apfelschnitze, die sie behaglich verzehrte, während sie nach Herzenslust mit der alles Romantische liebenden und sehr

teilnehmenden Mamsell Fiken die unglückliche Liebesgeschichte der Schwester besprach.

Aber drin in der Stube saß Agnete immer noch unbeweglich auf dem Sofa, die Hände unter dem Shawl versteckt und auf ihre Schuhe niederblickend.

„Agnete!“ flüsterte Joachim, sobald Mamsell Fiken die Thür hinter sich geschlossen hatte. „Sieh mich an — sprich mit mir ... ich weiß sonst nicht, was ich glauben soll! Hast du mir wirklich vergeben, oder ... oder ... bist du im Grunde deines Herzens böse auf mich? Agnete?“

Sie schüttelte etwas matt den Kopf, ohne seinem flehenden Blick begegnen zu wollen. Er fiel vor dem wackligen Sofa auf die Kniee und schlang zärtlich die Arme um sie — jetzt erst sah er, daß in ihren gesenkten Augen große Thränen standen.

„Herr Gott, Agnete — laß mich dir nun zuerst alles erklären!“ bat er leise.

Agnete schüttelte noch einmal den Kopf, diesmal etwas kräftiger. „Das ist nicht nötig, Joachim,“ murmelte sie, ohne ihn anzusehen, „das hat keinen Wert ... wir können uns ja nun auf alle Fälle nicht heiraten.“

„Meinst du darum nicht?“ fragte er mißtrauisch, halb gedemütigt und halb erstaunt. „Darum ... weil du weißt ... was Tante Charlotte sagen wollte? Mein geliebtes Mädchen — du verstehst das nicht recht, oder glaubst du wirklich, daß du je einen Mann bekommst, der keine solche Sünde auf dem Gewissen hat?“

„Ich weiß es nicht,“ schluchzte Agnete und brach nun in heftiges Weinen aus. „Es ist ja nicht allein das! Es ist natürlich eine große Schande für dich, das verstehe ich wohl, aber ... ich habe ja diese Person gar nie gesehen, und Stockholm ist soweit weg von hier! Nein, Joachim!“ sie sah ihn plötzlich mit ihren großen Augen traurig und vorwurfsvoll an, „es ist nicht allein das ... obgleich ...“ sie zog sich von ihm gegen die Sofalehne zurück, „wie konntest du nur ...!“

Aber als Joachim nun reuevoll sein Gesicht auf ihre Hände drückte, neigte sie sich wieder zu ihm hernieder und flüsterte verzweiflungsvoll: „Ich habe früher niemals darüber nachgedacht, ich glaube sogar, ich habe es gar nicht gewußt ...

Mama hat mir aber jetzt gesagt, daß das Gesetz es verbietet, und daß es geradezu als Sünde betrachtet wird, wenn man sich mit seinem leiblichen Vetter verheiratet."

„Sonst nichts!" rief Joachim erleichtert. „Wir kommen natürlich um königliche Erlaubnis ein! Das thun viele."

Agnete schüttelte betrübt den Kopf. „Das sagte Karin Maria auch, aber Mama meinte, du könntest nicht erwarten, daß dir der König irgend eine Gnade gewährte, nachdem du dich in Stockholm so benommen habest — zumal, da es sich um deinen Regimentschef handelte!"

„Und dann konnte Tante Charlotte natürlich unmöglich länger an sich halten, sondern mußte dir haarklein erzählen, worin ich mich so schlecht aufgeführt habe?" fragte Joachim spöttisch und verbittert.

„Ich hatte es ja schon erraten," murmelte Agnete leise. „Ich weiß nicht, wie es kam, aber sobald ich dein Gesicht sah, als du ins Comptoir kamst, und Mama anfing, davon zu sprechen, erriet ich ... ich wollte es aber nicht hören. Es ist ja auch ganz gleichgültig —" Sie blickte starr auf ihre Füße, und ihre Stimme wurde noch leiser. „Ich meine ..." Sie stockte plötzlich und rief dann leidenschaftlich: „Es handelt sich ja ganz allein um die Sache selbst — wer die Person ist, das ist mir vollständig einerlei!"

„Aber es kann dir doch unmöglich einerlei sein, daß ich in einem verwünschten Augenblick des Uebermuts, um einer Dirne willen, aus der ich mir ebenso wenig mache als aus Bengta, eurem Stubenmädchen, meine ganze Carriere vernichtet habe!" rief Joachim bitter und reuevoll. „O Agnete! Wagst du es ... wagst du es wirklich mit mir ... jetzt, da du weißt, wie schrecklich launenhaft und leichtsinnig ich sein kann!"

Agnete legte beide Hände auf seine Schultern. „Ach Joachim, ich fürchte, ich bin gar nicht recht tugendhaft, nicht wie Mama ... aber ... aber ... wenn ich dich hier bei mir habe — dann berührt mich alles andre gar nicht; es ist so weit weg, so nebelhaft und unwirklich.... Nein, ich kann nicht sagen, was ich meine, und es hat ja auch keinen Wert — jetzt, da sogar das Gesetz uns trennt!" schloß sie mutlos.

„Natürlich verweigert der König die Erlaubnis nicht!"

rief Joachim ungeduldig. „Außerdem ist er und der Kronprinz, sowie alle die andern hohen Herren gar nicht so unzufrieden mit mir. Die Erlaubnis wird beinahe nie verweigert — sie ist nur eine Formsache!“

„Aber Mama sagt, es wäre auch um deinetwillen äußerst unklug, wenn man jetzt eine Eingabe machte; das würde nur dazu führen, den Skandal wieder aufzufrischen,“ sagte Agnete betrübt und abwehrend. „Sie sagt auch, alle Menschen würden es Papa im höchsten Grade übelnehmen, wenn er so kurz nachher ... und sie sagt —“ Agnete flüsterte jetzt leise, qualvoll verwirrt, „die Leute müßten ja glauben, ich sei ... verstehst du ... ich sei ein ganz merkwürdiges und leichtsinniges Mädchen, die ... die ... so darauf aus sei, dich ... jetzt, da jedermann von dir spricht ...“

Sie schwieg einen Augenblick und fuhr dann mit fester Stimme fort: „Ich verstehe sehr gut, daß sie recht hat, und daß es natürlich einen schlimmen Eindruck machen würde, wenn wir ... nachdem du nun so lange hier im Hause gewohnt hast ...“ Sie zwang sich, ihn anzusehen, schlug aber dann, sich vorbeugend, beide Hände vors Gesicht. „Ach, mir ist, als müßte ich vor Scham in die Erde versinken, wenn ich nur daran denke, wie niedrig ... die Leute alles auslegen könnten!“

Joachim hatte sie unverwandt betrachtet, während sie abgerissen und mit großer Anstrengung gesprochen hatte. Jetzt erhob er sich, blaß bis in die Lippen vor Zorn und Entrüstung.

„Da hast du recht,“ sagte er. „Und ehe ganz Schonen über Agnete Skytte sprechen soll, als ob sie ein verführtes Dienstmädchen sei, die gezwungen ist, sich mit dem ‚ersten besten Don Juan‘ zu verheiraten — das war es doch, was deine Mutter mich nannte? — so will ich ...“

Agnete schwieg. Sie war ebenso blaß geworden wie er und drückte, während er sprach, einen Augenblick krampfhaft die Augen zu. Er hatte sie wohl verstanden, und übersetzte nun die vorsichtigen Andeutungen der Majorin rücksichtslos in klare Worte.

Sie schwiegen beide eine Weile. Joachim ging ein paarmal im Zimmer hin und her und sagte dann schnell: „Ich wußte nicht, daß ich einen so erbärmlichen Ruf habe.“

Und als sie immer noch nicht antwortete, fügte er hinzu: „Du bist leicht einzuschüchtern, mein Täubchen!“

Da richtete Agnete sich auf; ihre braunen Augen sahen trotzig und vorwurfsvoll in die seinigen.

„Bis jetzt hat mich noch niemand durch Einschüchterung gehindert, zu thun, was ich wollte.“

Er wandte sich hastig zu ihr hin.

„Und doch sagst du, du wollest nichts mehr von mir wissen? . . .“

„Doch,“ antwortete Agnete mutig und errötete ein wenig, „aber jetzt nicht. Ich will, daß wir eine Weile warten, bis der Sturm sich gelegt hat und die Leute die Geschichte vergessen haben.“

„Und während der ganzen Zeit soll ich hier auf Munkeboda herumgehen, von allen mit Mißtrauen betrachtet, von der Mutter, die vielleicht hie und da wieder darauf verfällt, deine Verlobung mit Stjerne veröffentlichen zu wollen, bewacht und ungern gesehen! Du scheinst ja ohnedies keinen besonderen Widerstand zu leisten . . .“

„Joachim!“ rief Agnete und stampfte mit dem Fuß auf den Boden. „Du weißt, jetzt lügst du!“

Aber Joachim war außer sich und hörte nicht auf sie.

„Es ist also deine Meinung,“ fuhr er heftig fort, „ich soll wie eine Memme, vielleicht jahrelang, mich hier herumtreiben, ohne es wagen zu dürfen, mit dir zu sprechen, ohne dich auch nur zu berühren . . . Agnete, Agnete!“ Er hielt dicht vor ihr an. „Ich sage dir, ich würde verrückt dabei!“

„Ich bleibe ja nicht daheim,“ murmelte sie und blickte mit Thränen in den Augen auf. „Mama will mich fortschicken . . .“

„So—o—“ Er begegnete ihrem Blick und fügte hinzu: „Du kannst Tante Charlotte von mir grüßen, und das sei nicht nötig, meinetwegen nicht. Ich werde selbst fortgehen!“

Wieder begann er in der kleinen Stube hin und her zu gehen — empört, aufgeregt, die Daumen in den Westentaschen — indem er heftig fortfuhr: „Meinen Abschied vom Militär zu nehmen, daran habe ich schon lange gedacht — für mich gibt es keine Lorbeeren mehr auf der Laufbahn des Offiziers. Und um die Wahrheit zu gestehen, der Ge-

danke macht mir keinen Kummer! Seit ich hierherkam, fühle ich deutlich, daß ich mich eigentlich viel besser dazu eigne, Onkel Niklas in der Landwirtschaft zu helfen, als zu dem einförmigen und unthätigen Kasernenleben. Und die Liebe zum Lande, zu Munkeboda, ja, zu der ganzen Gegend hier, die liegt bei mir im Blut, wie bei allen Gliedern der Familie Skytte. Aber jetzt . . .“ er winkte abwehrend mit der Hand. „Gott sei Dank, daß die Franzosen in Afrika ernstlich Krieg führen wollen, sonst fände sich nicht so leicht ein Platz für mich auf der Welt!“

„Du willst doch nicht sagen . . .“ Agnete sprang auf. „Du kannst nicht Seite an Seite mit den Franzosen kämpfen!“ rief sie und ergriff in ihrer Angst mit plötzlicher Geistesgegenwart die am nächsten liegende Einwendung. „Denke daran, daß dein Vater von einer französischen Kugel getötet wurde!“

Joachim blieb dicht vor ihr stehen.

„Du täuschest dich, Agnete. Erstens fiel mein Vater im Kampf mit einem deutschen Regiment des französischen Kaisers, und zweitens glaube ich nicht, daß man diejenigen, welche jetzt in Paris herrschen, für das verantwortlich machen kann, was im Jahre dreizehn bei Leipzig geschah. Sie würden sich auch gewiß bestens dafür bedanken! Nein,“ fügte er eigensinnig hinzu, indem er sich auf dem Absatz herumdrehte und wieder zwischen Fenster und Thür hin und her ging, „morgen melde ich mich beim Chef des französischen Kriegsministeriums.“

Er sah flüchtig nach ihr hin, und als sie nicht antwortete, setzte er etwas prahlerisch hinzu: „Ich hätte natürlich lieber mein Blut für Griechenland vergossen, aber das braucht mich nicht mehr! Ach, wäre das nur vor fünfzehn Jahren gewesen! Damals war man in ganz Europa froh an einem verzweifelten Kerl und einem ehrlichen Willen!“

„Joachim!“ Agnete that einen Schritt vor, und das Tuch fiel von ihren Schultern. „Ich kann es nicht ertragen, dich so reden zu hören — ich verbiete dir, fortzugehen, hörst du!“

Er hielt an, und ohne die Hände aus den Westentaschen zu nehmen, sah er ihr gerade ins Gesicht. Sie sahen in diesem Augenblick einander so ähnlich wie Bruder und Schwester.

„Darf ich dich fragen, was mir sonst noch übrig bleibt?“

Da schlang sie plötzlich ihre Arme um seinen Hals und sah ihn innig an.

„Warten, sage ich dir! Warten!“

Er zog sie leidenschaftlich an sich.

„Aber ich will nicht warten! Ich kann nicht warten! Ich will, daß du in diesem Augenblick, da es gilt, daß wir zusammenhalten, mutig, ohne Vorbehalt und ohne jegliches Bedenken ja oder nein sagst! Verstehst du mich?“

Agnete war erbittert über diese unkluge Rücksichtslosigkeit, sie sagte sich, daß er dadurch alle ihre Aussichten zerstöre und sie nicht einen Schritt vorwärts bringe. Sie machte deshalb eine Bewegung, um sich aus seinen Armen loszumachen, während sie heftig antwortete: „Du willst mir also die Pistole auf die Brust setzen? Du glaubst, du könnest mich zwingen? ... Aber du magst mir drohen, wie du willst, du kannst mich doch nicht davon abhalten, das zu thun, was ich für recht und klug halte ... das einzig Vernünftige ...“

„Du bist doch die echte Tochter Tante Charlottens, das sehe ich jetzt!“ rief er höhnisch und außer sich vor Zorn über ihren zähen Widerstand. „Klug — vernünftig — ja, vernünftig vor allem andern!“

Agnete hob stolz den Kopf. „Wenn du noch ein Wort über Mama sagst, gehe ich auf der Stelle. Was sie auch thun mag, sie meint es gut mit mir, das weiß ich!“ Den Shawl auf dem Arm, ging sie mit erhobenem Haupt auf die Thür zu.

Er legte hastig seinen Arm um sie, und ihren Kopf heftig zurückbiegend, daß sie ihm gerade ins Gesicht sehen mußte, hielt er sie fest wie in einem Schraubstock.

„Du gehst nicht,“ rief er nun ganz außer sich, „ehe du ein für allemal ja oder nein gesagt hast, ob du mit mir gemeinsame Sache machen willst! Ich habe ein Recht, das von dir zu fordern!“

Agnetes Gesicht war dicht unter dem seinigen, mit der Hand drückte er ihren Nacken an seine Schulter — ihre braunen Augen leuchteten ihm funkelnd entgegen.

„Nein also!“ sagte sie kurz und machte sich mit einer Kraftanstrengung von ihm los.

Zehntes Kapitel.

„Kristianstad, 20. Mai 1830.

Liebe Schwestern!

„Von Papa habt Ihr wohl schon ausführlich von meiner Reise gehört, und an Mama schrieb ich es ja selbst, wie freundlich und liebenswürdig Tante Fagerhjelm und Susen mich aufnahmen, und daß Onkel Fagerhjelm mich selbst in Kristianstad vor dem Hause begrüßte. Ich vergaß nur noch zu sagen, daß ich Mamas seidenes Halstuch (Ihr wißt das alte, gelbe, das Mamsell Fiken aufgefärbt hat, und das seither immer abfärbt), in Röinge, wo wir zu Mittag aßen, vergessen habe. Aber die Wirtin hat es gewiß aufbewahrt, im Fall eins danach fragen sollte.

Es war ausgemacht, ich solle bei Susen schlafen, aber man fand, das Zimmer würde gar zu vollgepfropft, und ich bekam dafür dies hübsche, kleine Stübchen nach der Giebelseite. Ich sehe von hier aus in den Garten, der schon ganz grün ist. Alle Tage gehe ich zu Tante Netten und spiele mit ihr Klavier; ich spiele jetzt schon recht schwere Etuden und andere Stücke. Am Abend wird beinahe immer aus Professor Geijers Büchern vorgelesen, die Tante für besonders gediegen hält. Wir bleiben jedoch hier länger auf als zu Hause, und manchmal bin ich recht schläfrig.

Ich bin schon bei zwei Abendgesellschaften und auf einem Ball gewesen, und Susen sagt, ich hätte wirklich Glück, denn für gewöhnlich gebe niemand so spät mehr eine Gesellschaft. Auf dem Ball bei Rhenfelts hatte ich mein neues Mullkleid an und wurde sehr oft zum Tanzen aufgefordert, auch in der Anglaise, obgleich ich im Anfang beinahe niemand kannte. Es war ein junger Kornet aus

Stockholm da, der kannte Tante Ann-Ulla und viele andre Glieder unsrer Familie; er that alles, um mich gut zu unterhalten, aber ich war sehr fière und retirée. Im ganzen mache ich mir gar nichts daraus, die doux-propos — wie Tante Netten sagt — der Herren von Kristianstad anzuhören, aber es freut mich natürlich, daß alle Menschen so nett und freundlich gegen mich sind.

Es ist jetzt schon ganz warm hier, und es wäre recht gut, wenn Mama mir meinen alten Sommerhut für Werktag schicken könnte; der neue mit den Blumen darauf ist so heikel. Wenn Mamsell Fiken so freundlich sein will und Beate helfen, die Bänder zu waschen, wird er wieder ganz schön, und es kommt gewiß bald einer der Bauern in die Stadt, der ihn mitnehmen kann.

Blühen die Narzissen in meiner Rabatte noch? Ach! mein liebes, liebes Munkeboda! Kein andrer Ort in der ganzen Welt wird mir jemals so lieb werden als du! Es scheint mir nicht, daß Ihr mir alles schreibt. Ich möchte aber alles wissen! Ich weiß ja, daß Ihr alle, Papa, Mama und Ihr andern, alle miteinander meinen Brief leset, deshalb schicke ich niemand einen besonderen Gruß, aber ich denke an Euch alle und an Munkeboda bei Tag und bei Nacht, davon dürft Ihr fest überzeugt sein.

Eure Euch innigliebende Schwester
Agnete Eliana Skytte."

Tante Charlotte hatte beschlossen, jeden Brief von ihrer jüngsten Tochter eigenhändig zu öffnen; trotzdem sie sich bewußt war, ihr eine gute, christliche Erziehung gegeben zu haben, war sie doch nicht ganz sicher, ob nicht möglicherweise irgend ein verbotener Gruß an eine „gewisse Person" eingeschmuggelt werden möchte. In den wenigen Briefen, die seither eingetroffen waren, hatte sie indessen nicht das geringste davon entdecken können. Sie freute sich daher im stillen darüber, daß Agnete „der Vernunft Gehör geschenkt habe"; ja, sie ging sogar noch weiter in ihrer Gutmütigkeit und that, als ob sie gar nicht merke, daß auch Joachim, ebenso wie die übrigen Familienglieder, den Brief von Kristianstad las.

Es war gegen Ende Mai. Karin Maria und Beate

saßen droben in ihrer Stube, jede an einer Seite des Marmortisches. Vor jeder lag ein Bogen Briefpapier, und zwischen ihnen stand ein altes verspritztes Tintenfaß. Sie lasen Agnetes Brief noch einmal durch, um ihn dann zu beantworten. Vetter Joachim ging, mit den Händen in den Taschen, ungeduldig im Zimmer hin und her.

„Sie spricht von nichts anderm als von ihren alten Kleidern und Hüten, von Herren und Kornetten und Flitterstaat und solchem Plunder!"

Er blieb hinter Beates Stuhl stehen und ergriff noch einmal den schon so oft gelesenen Brief. „Nicht ein einziges Mal nennt sie mich — nicht mit einem Wort! Nicht einmal meinen Namen!" Er schlug wütend mit der Rückseite seiner Hand auf das Papier. „Ich will gar nichts davon sagen, daß sie nicht mit einer Zeile an mich schreibt oder den Brief beantwortet, den sie mitbekam und den sie doch gefunden haben muß! Denn du hast ihn doch gewiß in den Koffer gepackt, wie du versprachst, Beate?" Er wandte sich plötzlich mißtrauisch und feindlich an Beate.

„Ich versichere dir," sagte die arme Beate dem Weinen nahe, denn sie hatte dieselbe Beschuldigung schon hundertmal hören müssen, „ich habe ihn ganz pünktlich zwischen ihre neuen Hemden gelegt . . ."

Karin Maria sah auf und kaute an ihrem Gänsekiel. Dann sagte sie nachdenklich: „Ich frage mich doch, ob nicht am Ende Agnete dich mit ihren Unterstreichungen von „allen" und „niemand" und dergleichen gemeint hat. . . . Laß mich den Brief noch einmal sehen."

Joachim reichte ihn ihr, etwas höflicher, als er ihn genommen hatte. „Sie hätte doch meinen Namen schreiben können oder wenigstens: ‚Grüßet Vetter Joachim', das wäre kein Verbrechen gewesen, und das hätte doch gezeigt, daß . . . enfin, daß . . . daß sie mich wenigstens über ihren verwünschten Kornetten nicht ganz vergessen hat, die ihr am Ende noch obendrein die Ohren mit meinen Dummheiten voll schwatzen!" Wieder begann er aufgeregt im Zimmer hin und her zu wandern.

„Deinen Namen schreiben," sagte Karin Maria indigniert, „warum denn? Sie weiß, daß dies Mama aufgebracht hätte, und zwar ohne irgend welchen Nutzen. Und

du kannst doch wahrhaftig nicht verlangen, daß sie an dich selbst schreibt ...“

„Warum denn nicht?“ rief Joachim heftig. „Wenn sie weiß, daß ich hier vor Angst und Unruhe vergehe, so wie die Sachen jetzt stehen! Sie könnte ganz gut einen Brief unter Mamsell Fikens Adresse absenden, der noch obendrein an Beate gerichtet wäre ... das wäre die leichteste Sache von der Welt — das reine Kinderspiel!“

„Etwas so Phantastisches, so über alle Maßen ...“ Karin Maria suchte entrüstet nach einem Wort, „Romanhaftes würde Gott sei Dank Agnete nie einfallen!“

„Nein, ich hätte es ihr in meinem Brief vorschlagen sollen!“ murmelte Joachim widerspenstig. „Nun muß ich versuchen, ihr noch einmal einen Brief zukommen zu lassen. Aber das ist eine verteufelt heikle Geschichte, und es wird mir wohl nichts andres übrig bleiben, als den Schlüssel zu der Posttasche zu stehlen, oder selbst mit dem Brief heimlich nach Kristianstad zu reiten. Denn in der ganzen Gegend findet sich ja kein Mensch — wenigstens keiner, der mit der Post etwas zu thun hätte — auf dessen Verschwiegenheit ich mich verlassen könnte, wenn es sich um Agnete und mich handelt!“

„Rede nicht so unsinnig, Joachim!“ unterbrach ihn Karin Maria streng. „Ich bin ganz sicher, wir finden schon noch einen Ausweg.“

„So sagst du immer, Karin Maria,“ erwiderte Joachim und wandte ihr sein schönes, jetzt so düster aussehendes Gesicht zu. „Das Warten hat aber nachgerade gar keinen Sinn mehr. Hier sitze ich nun und kann nichts beschließen und nichts vornehmen, ehe ich von ihr gehört habe. Jetzt habe ich sie nächstens einen ganzen Monat lang nicht gesehen, nicht einmal einen Gruß von ihr bekommen, ja, ich weiß nicht einmal, ob ...“ Er wollte sagen, „ob sie mich verlassen hat,“ aber er hielt diese Worte zurück. Weder er, noch Agnete hatten mit einem einzigen Wort verraten, was am letzten Nachmittag vor der Abreise bei Mamsell Fiken zwischen ihnen vorgefallen war. Joachim *hoffte*, Agnete werde ihre Heftigkeit ebenso bitter bereuen als er selbst, aber er hatte nicht die geringste Bestätigung dieser Hoffnung erhalten. Tags darauf hatte der Major seine

Tochter selbst zu Kriegsrat Fagerhjelm nach Kristianstad gebracht, nebst einem Brief der Majorin. Jenes heftige und erbitterte „Nein“ war also das letzte Wort gewesen, das Joachim von Agnete gehört hatte, ehe sie ihm früh am nächsten Morgen, bleich und mit niedergeschlagenen Augen, im Beisein der ganzen Familie formell die Hand zum Abschied reichte. Die Nacht vorher hatte er übrigens damit zugebracht, einen verzweifelten, äußerst schwärmerischen und außerordentlich unzusammenhängenden Brief zu schreiben, den die weichherzige Beate auf sein inständiges Bitten in Agnetes Koffer hineinschmuggelte. Diese hatte ihm aber nicht die geringste Andeutung zukommen lassen, daß sie diesen Brief wirklich gefunden und gelesen hatte.

Die Schwestern schrieben ruhig an ihren Briefen weiter. Sie waren nun so ziemlich an Joachims „Roquairollen“ gewöhnt; so nannte nämlich Beate mit großer Begriffsverwirrung und bedauerlich ungrammatikalischer Anspielung auf Jean Pauls berühmten „Titan“, des Vetters so oft wiederkehrende Anfälle von Ungeduld und Unruhe über das Stillschweigen seiner so heiß und aufrichtig geliebten Agnete.

Einen Augenblick blieb er unentschlossen stehen und betrachtete halb zornig, halb spöttisch die beiden friedlich vorgeneigten Köpfe der Schwestern, sowie ihre Hände, die zierlich und nachdenklich Buchstaben auf Buchstaben aufs Papier malten. Dann ergriff er rasch die Thürklinke, nickte ungeduldig und nicht besonders höflich den beiden zu und ging seiner Wege.

„Aber könnte ich nicht am Ende doch . . .“ Beate sah die Schwester fragend an, „könnte ich nicht doch irgend etwas von Joachim hineinflechten — wie betrübt und verzweifelt er ist? Was meinst du, Karin Maria?“

Karin Maria schüttelte den Kopf. „Mama würde es gleich entdecken und sagen, es seien Dummheiten. Und das Ende vom Liede wäre, daß du deinen Brief gar nicht abschicken dürftest.“

Beate blickte nachdenklich vor sich hin — sie hatte ihren Entschluß gefaßt.

Karin Maria aber merkte nichts davon, und ohne sich

weiter zu besprechen, schrieben die Schwestern eilig weiter, damit sie noch vor dem Mittagessen fertig würden.

„Jetzt sollst du hören, was ich beisammen habe!" Nachdem sie ihr Werk noch einmal durchgelesen, eine Masse Kommata, Punkte und Ausrufungszeichen hineingesetzt hatte, streute Beate reichlich Sand darauf und schwang es zum Ueberfluß auch noch hin und her, um die Schrift zu trocknen, ehe sie mit einem wahren Schriftstellerstolz begann: „Liebe Schwester Agnete!"

„Das kannst du übergehen!" unterbrach sie Karin Maria ungeduldig.

„Herr Gott! Die zwei Worte!" sagte Beate verletzt und etwas abgekühlt. „Ja — dann habe ich ihr natürlich alles Mögliche von hier erzählt, und daß Löfsjö-Anna gestern Mamsell Fiken sechs Blutegel an ihr Zahnfleisch gesetzt hat; und daß ich jetzt dreizehn Ellen an dem schottischen Baumwollstoff gewoben habe; und vom Geburtstag der Frau Pfarrer . . ."

„Das habe ich auch geschrieben!" unterbrach sie Karin Maria aufs neue, mit einem Blick auf ihr eigenes Manuskript.

„Selbstverständlich," antwortete Beate mit großer Seelenruhe. „Sie wird wohl einsehen, daß wir nicht von sehr vielen Festlichkeiten berichten können. Hast du auch geschrieben, daß der Unterpfarrer sich nun endgültig für Ottilie entschieden zu haben scheint?"

„Ja, gewiß, das ist ja das Interessanteste von allem . . ."

„Dann hört sie es eben von zwei Seiten, das ist nicht zu ändern!" Beate ging resigniert ihr Schreiben weiter durch und setzte hie und da noch ein Absetzungszeichen, während sie sagte: „Hör nun, was ich noch geschrieben habe: ‚Alle bei Pastors erkundigten sich sehr freundlich nach Dir und trugen uns Grüße an Dich auf. Baron Stjerne und Herr Wallqvist waren auch da, aber sie spielten meistens Karten. Jedermann in der ganzen Umgegend, aber nicht bloß Standespersonen — paß nun recht auf! — interessiert sich sehr lebhaft für Dich und möchte gern von Deinem Kristianstader Aufenthalt Näheres wissen. Der kleine Hans Larsen, weißt Du, der älteste Knabe von Hans Larsen, der als Viehhirt

auf dem Hof ist — sowie noch ein andrer, der dem kleinen Burschen sehr ähnlich sieht,‘ fuhr sie mit geheimnisvollem Nachdruck fort, ‚denken nur an Dich und sprechen von nichts anderm, als von Agnete.‘“ Sie blickte die Schwester triumphierend an.

„Aber was ist denn das für verrücktes Zeug!“ rief Karin Maria erstaunt, ohne sich den Sinn zusammenreimen zu können.

Jetzt war aber Beate wirklich beleidigt. „Verrücktes Zeug!“ rief sie. „Das ist ein sehr feiner Satz, und außerdem der einzige, der es ermöglicht, Agnete einen Gruß von dem armen Joachim zu schicken, ohne daß Mama es merkt. Erinnerst du dich nicht mehr daran, wie wir immer sagten, der kleine Hans habe eine so große Aehnlichkeit mit Joachim, besonders in den Augen und der Stirn ... Agnete selbst bemerkte das so oft. Wenn ich es wagte, würde ich ‚ein andrer‘ unterstreichen — dann müßte sie es verstehen, wenn sie nicht geradezu blödsinnig sein sollte!“

„Laß mich einmal sehen ...“ Karin Maria las aufmerksam die eben gelesenen Zeilen. „Ja ja, du hast recht, das ist ganz pfiffig zusammengestellt; du kannst es schon unterstreichen — du thust dies ohnedies so oft, daß Mama gar nichts dabei denkt.“

Durch den Beifall Karin Marias ermuntert, fuhr Beate nun mit ausdrucksvollerem Ton als vorher fort: „Ach, geliebte Agnete! Wie oft wir hier oben im Giebel von Dir sprechen und an Dich denken! Wenn wir die holden Lilien betrachten, die jetzt in Deinem Gartenbeet in voller Blüte stehen, oder dem lustigen Gezwitscher der Singvögel lauschen, die ...“

„Das kannst du nicht schreiben, Beate, Mama würde dich für verrückt halten.“

„Sie kann aber doch begreifen, daß einen der Frühling ein wenig poetisch stimmt ... Mamsell Fiken und Pastors Ottilie sprechen oft noch viel empfindsamer beim täglichen Gebrauch. Du wirst doch verstehen, daß ich damit nur seine Gefühle ausdrücken will, und nicht meine eigenen. Das wird auch Agnete sofort merken.“

„Da ist Vetter Joachim selbst,“ sagte Karin Maria

und erhob sich rasch. „Du solltest es ihn auf alle Fälle zuerst hören lassen, ehe der Brief fortkommt.“

Damit öffnete sie vorsichtig die Thür und winkte dem Vetter, ehe er auf der Treppe verschwinden konnte. Dann las Beate noch einmal ihr Werk vor, aber mit leiserer Stimme und viel weniger Pathos, als zuvor. Joachim lachte aus vollem Herzen darüber; er war plötzlich wieder in guter Laune und erklärte, es sei wenigstens „besser als gar nichts“.

„Im übrigen brauchst du dir nicht so viel Mühe zu geben, mein Schatz!“ Er behandelte Beate auf ganz andre Weise, als er es jemals Karin Maria gegenüber gewagt hatte. „Ich habe jetzt meinen Entschluß gefaßt, und bei der ersten Gelegenheit — man muß ja in dieser verfluchten Einöde immer auf Gelegenheit warten — führe ich ihn aus!“

„Es wird doch nicht eine neue Unbedachtsamkeit sein, Vetter,“ ermahnte Karin Maria fast ängstlich; damit faltete sie sorgfältig ihren und Beates Brief zusammen, damit sie mit dem der Eltern fortgeschickt werden konnten.

„Ich weiß allerdings nicht, wie du es nennen würdest,“ sagte Joachim lustig und geradezu schelmisch. „Mir selbst kommt es als das einzig Vernünftige vor, was ich im Augenblick thun kann. Und ich wundere mich nur, daß ich einen ganzen unerträglich langen Monat gebraucht habe, um darauf zu kommen.“

„Ich hoffe aber, daß du, was du auch immer thun magst,“ fuhr Karin Maria in demselben Tone fort, „Rücksicht auf Papa und Mama nimmst.“

„In diesem Fall, meine liebe Cousine,“ antwortete Joachim etwas ernsthafter als vorher, „nehme ich einzig und allein Rücksicht auf mich selbst und Agnete. Ich würde mich vor mir selber schämen, wenn ich anders handelte!“

Beate blickte ihren Vetter bewundernd an. Sie wünschte in diesem Augenblick, es möchte jemand auch von ihr in dieser Weise sprechen. Karin Maria schwieg.

„Höre, Beate,“ sagte Joachim — er hatte schon die Thür in der Hand — „es ist nicht nötig, daß du das da andern, Mamsell Fiken zum Beispiel, ich meine die Stelle von der Aehnlichkeit, vordeklamierst. Die Leute rechnen so verdammt

schlecht, wenn es gilt, Thatsachen zusammenzustellen.“ Er lachte ein wenig gezwungen und schlug die Thür hinter sich zu.

Beate war wie mit Blut übergossen. Sie sagte entrüstet zu Karin Maria: „Er denkt, die Leute könnten darauf kommen, zu sagen, Hans sei — sein Knabe.“

„Natürlich denkt er das,“ antwortete Karin Maria trocken, „du mußt dich mit dem in acht nehmen, was du sagst, liebe Beate. Andre Menschen haben beinahe ebensoviel Phantasie, als du selbst.“

„Liebster Gott!“ war das Einzige, was Beate herausbringen konnte.

Elftes Kapitel.

Karin Maria sprang leichtfüßig aus dem Wagen, gerade in die Arme des höflichen Olof Stjerne, während der Major sich noch sitzend vor der alten Freifrau verneigte, dem Stalljungen die Zügel zuwarf und dann gemächlich ausstieg.

Oben auf der Freitreppe verneigte sich Karin Maria feierlich vor der „gnädigen Tante“, wie die Mädchen, in Erwartung der näheren Verwandtschaft, Dame Malwina nennen durften. Der Major wurde unten noch aufgehalten, denn er mußte die Hinterbeine seines Pferdes lebhaft gegen Figge Wallqvist verteidigen, der unvorsichtigerweise gewagt hatte, sie zu tadeln.

Die alte Freifrau, aufrecht und steif in ihrem knappen, ausgeschnittenen Empirekostüm (seit dem Jahre 1810 war die Mode spurlos an ihr vorübergegangen), betrachtete Karin Maria ungeniert durch ihre Lorgnette, während sie, ohne sich eigentlich direkt an jemand zu wenden, gerade über ihren Kopf weg mit Nils Olof sprach.

„Wie hat sie sich herausgemacht, seit ich sie im Winter zum letztenmal sah! Oder macht es vielleicht der Anzug?“

Karin Maria trug einen Sommerüberwurf von schwarzer Seide, einen großen Strohhut mit lichten Rosen unter dem Rand und hielt ihren kleinen grünen Sonnenschirm über das eine Handgelenk herunter hängend. Sie war wie immer schön und stattlich und errötete nicht einmal über die ungenierte Beurteilung der Baronin.

„Sie ist ja eine ganz prächtige und reputierliche Person geworden, ma chère!“ Diesmal wandte sich die Frei=

frau an das junge Mädchen. „Und hat eine Haltung!" Sie hielt sie betrachtend etwas von sich weg. „Pas mal — pas mal du tout . . ."

Karin Maria lächelte, schielte ein wenig verlegen zu Nils Olof hinüber und murmelte etwas, wie, die Tante sei gar zu gut.

„Wenn ich nur begreifen könnte, wo Nils Olof seine Augen gehabt hat!" setzte die Freifrau ebenso laut als vorher ihre Betrachtungen fort. „Hier geht er monatelang sauertöpfisch herum und macht einen Heidenspektakel wegen des andern bleichen Gelbschnabels, der sich in den verrückten Vetter vergafft hat" — Nils Olof machte einen verzweiflungsvollen, aber vollständig nutzlosen Versuch, seine Mutter zu unterbrechen —, „anstatt Vernunft anzunehmen und sie auf das richtige Ziel zu lenken."

„Fräulein Karin Maria kann sehr stolz darauf sein, meiner Mutter in diesem Grade zu gefallen," warf der unglückliche Baron nun ein, mit einem verlegenen Versuch zu scherzen. „Sie ist für gewöhnlich sehr schwierig in Beziehung auf junge Damen."

Die Freifrau, bei der die alte Eva nun sofort erwachte, befühlte indessen prüfend den seidenen Ueberwurf, sowie auch das neue schottische Jakonetkleid Karin Marias.

„So, so . . . also das ist modern? Nun ja, nicht übel — es kommt ja immer darauf an, wie man etwas trägt, und die Kleine hier hat ‚air' — wirklich ‚air'. Was ihr gegenwärtig für schrecklich weite Röcke habt!" — Sie drehte Karin Maria wie eine Puppe im Ring herum. — „Wer hat das Kleid gemacht?"

„Wir selbst," antwortete Karin Maria bescheiden, „das heißt Mamsell Fiken hilft uns dabei."

„So—o? . . . Was bekommt sie den Tag?" setzte die äußerst sparsame Freifrau ihr Examen neugierig fort.

„Acht Groschen den Tag," sagte Karin Maria bedächtig.

„Acht Groschen!" rief Frau Malwina und schlug die Hände zusammen. „Sechs wären wahrhaftig auch genug, sollte ich meinen, wenn sie auch noch das Essen bekommt!"

Karin Maria vermied es, die Löhnungsfrage eingehender mit der Freiherrin zu besprechen. Seit es so schwer war,

bar Geld zu bekommen, bezahlte diese ihre Angestellten mit Naturalien und gab ihnen nur an Michaelis zwei Reichsthaler, „um sie in der Schublade aufzuheben".

Dem Major war es endlich geglückt, Herrn Wallqvist von der Vollkommenheit der Hinterbeine seines Pferdes zu überzeugen. Er stieg jetzt, im Gesicht rot und erhitzt von der Sommerwärme, die Treppe hinauf, und Nils Olof bat die Herrschaften, in den Salon zu treten und sich mit einer Tasse Kaffee zu erfrischen.

„Nun," sagte die Freifrau und blickte einen Augenblick von ihrer ewigen Perfilagearbeit auf. (Der Kaffee war getrunken, und die Herren besprachen die Heuernte drüben am andern Ende des Zimmers.) „Nun, ist sie jetzt wieder vernünftig geworden — die kleine Agnete?"

„Ich glaube nicht, daß Agnete wieder vernünftig wird," antwortete Karin Maria würdevoll und bestimmt, „wenigstens nicht in der Weise, wie die gnädige Tante es meint."

„Stiernackig, wie alles, was Skytte heißt!" sagte die alte Dame. „Nur Kühnheit, aber keine habilité! Und Sie selbst, kleine Cousine! Haben wir nicht auch Herzensangelegenheiten, wie?"

Karin Maria bekannte lachend, sie habe durchaus keine Herzensangelegenheiten.

„Sie sieht zu wenig Mannspersonen, natürlich," sagte die Freifrau wohlwollend. „Das ist schade, wirklich schade! Und wir sind doch nächstens fünfundzwanzig Jahre alt, nicht wahr?"

„Dreiundzwanzig," verbesserte Karin Maria.

Die Freifrau öffnete nachdenklich ihre Schnupftabaksdose und nahm langsam eine Prise, verwandte aber dabei kein Auge von Karin Maria. „Dreiundzwanzig," sagte sie dann. „Ach ja! In diesem Alter war ich schon Gattin — und Mutter — und Witwe sogar. Sie weiß noch nicht, was das Leben zu bedeuten hat, ma chère."

Karin Maria hatte die Freifrau noch niemals diesen Ton anschlagen hören; sie blickte daher etwas verlegen auf ihre Finger und wußte nicht, was sie sagen sollte.

„Aber Sie sieht aus, als ob Sie dem Leben gewachsen wäre, die Cousine Karin Maria," fuhr Frau Malwina

fort; sie hatte, wie sie selbst zugestand, immer ein gewisses „Faible“ für die Aelteste von Munkeboda gehabt. „Ihre Schultern scheinen carrés zu sein, und Sie sieht den Leuten gerade in die Augen, wenn Sie spricht. Sie ist mir lieber, als Agnete. Aber,“ — sie maß sie mit ihrem scharfen, kühlen Blick von oben bis unten — „Agnete ist schöner, das kann ich nicht leugnen!“

Jetzt errötete Karin Maria. Sie wurde sonst nicht leicht verlegen, aber die Herrin von Marieholm hatte ein ganz merkwürdiges Talent, die Leute in Verwirrung zu bringen.

„Darüber kann Sie übrigens recht froh sein, ma petite,“ tröstete die Freifrau. „Sie ist ja hübsch genug . . . Schönheit ist eine gefährliche Gabe.“

Sie stützte das Kinn auf ihre kleine, knöcherige Hand und blickte gerade vor sich hin. „Ja, sehr gefährlich.“

Karin Maria blickte verstohlen auf die Sprecherin. Jetzt, da sie den militärischen Empirehut mit dem Federbusch abgenommen hatte und zwar altmodisch, aber anständig gekleidet war, konnte man wohl sehen, daß Malwina Stjerne einmal, wenn auch vor langer, langer Zeit, eine große Schönheit gewesen sein mußte. Unwillkürlich heftete das junge Mädchen ihre Blicke auf ein kleines Miniaturbild über dem Sofa, auf dem die Jahreszahl 1780 stand. Es stellte eine zarte und feine Blondine dar, mit schelmisch blickenden, großen blauen Augen und rosigen Wangen unter der hohen gepuderten Frisur. So hatte das gnädige Fräulein Lejenklö ausgesehen, als es mit siebzehn Jahren die Gattin des alten Baron Stjerne wurde. Die alte Dame wandte sich um, ihr Blick nahm dieselbe Richtung wie Karin Marias, und ein halb spöttisches, wehmütiges Lächeln glitt über ihre Lippen.

„Die dort,“ sie nickte dem Bild zu, „sie war dem Leben nicht gewachsen, als sie die Schlacht eröffnete. Und,“ fügte sie mit einem höhnischen Klang in der Stimme hinzu, der Karin Maria, die schon manche alte Klatschgeschichte gehört hatte, erröten ließ, „auch den Männern nicht. Aber sie wurde es nachher, ja sie wurde es, ma chère.“

„Aber solch eine Frau,“ fuhr sie erregter fort, sich etwas hastig erhebend und ihre Handarbeit auf die Seite

werfend, „wäre nichts für meinen Nils Olof; besonders nicht, weil der Corydon nicht weit entfernt wäre, nämlich nicht weiter als Munkeboda; und er, der junge Skytte, er sieht mir nicht danach aus, als ob er sich vor einem Ehemann fürchten würde!“

„Beste Tante!“ rief Karin Maria verletzt; diese Worte über ihre Schwester und Joachim trieben ihr das Blut in die Wangen.

Die Freifrau sah sie spöttisch an, aber doch auch mit einem gewissen Wohlwollen.

„Ja, ja, mein Kind, nichts für ungut! Aber ich kenne die Welt, das darf Sie glauben, kleine Karin Maria, und die Männer und die Frauen ebenfalls. Man soll seinen Taubenschlag geschlossen halten, oder noch besser, und das ist wohl das Klügste, man soll lieber gar keine Tauben halten!“

Sie schwieg eine Weile, beugte sich dann plötzlich vor und legte ihre Hände auf Karin Marias Schultern: „Was sagt Sie dazu, meine Liebe, hätte Sie nicht Lust, selbst Freifrau auf Marieholm zu werden?“

„Aber Tante Stjerne — beste Tante!“ rief Karin Maria ganz verblüfft.

„Denke darüber nach, Mädchen, ich weiß, was ich sage! Sie würde ganz gut für Nils Olof passen. Er braucht eine Frau, die ordentlich angreifen kann und ihn auch hie und da ein wenig kurz hält. Sie ist nicht romantisch und nicht doucereuse — sie hat Haare auf der Zunge, das habe ich immer gesagt. Denk Sie darüber nach, Karin Maria! Wer nach mir die Herrschaft antritt, findet etwas in Küche und Keller, das kann ich Sie versichern, meine Kleine, es ist nicht mehr so, wie damals, als ich nach Marieholm kam!“

„Aber gnädigste Tante!“ versuchte Karin Maria halb lachend, halb unglücklich abzuwehren. „Baron Stjerne hat mich noch niemals auch nur angesehen!“

„O doch,“ nickte die Freifrau. „Die Männer sehen mehr, als man glaubt, und mehr, als sie oft selbst wissen. Er ist gar nicht so dumm, mein Nils Olof, wenn man ihn nur richtig zu behandeln weiß. Und das ist dann Ihre Sache, meine Kleine. Wenn mich nicht alles täuscht,

so fängt er schon an zu begreifen, daß es ein sehr mäßiges Glück ist, eine junge Frau ins Haus zu führen, wenn der Geliebte schon bereit ist, durch das Fenster ihres Schlafzimmers hereinzusteigen. „Ja, ja“ — die Freifrau lächelte höhnisch und überlegen über Karin Marias entrüsteten Widerspruch — „Ihre Schwester ist wohl auch nicht besser, als andre! Sie hat das heiße Blut der Skytte, und meint Sie denn, Treue und Gesetz gelten viel in der Liebe? Die kleine Agnete hat ein Paar Teufelsaugen! Wenn sie ein Jahr lang oder vielleicht auch nur ein halbes geweint hat, dann läßt sie sich von Joachim Skytte die Thränen wegküssen — so machte es wenigstens . . . nun, das ist jetzt einerlei! Das haben schon so viele vor ihr gethan!“ Die Freiherrin schwieg eine Weile. Karin Maria wußte nicht mehr, was sie sagen wollte.

„Aber Sie ist ein vernünftiges, ordentliches Mädchen, Cousine Karin Maria, Sie nimmt die Welt, wie sie ist, sans façon, cavalièrement — wie man sie nehmen soll, und Sie gefällt mir. Wollen wir wetten, daß Sie nach mir Herrin von Marieholm wird?“

Nun mußte Karin Maria trotz ihrer Entrüstung laut auflachen. Wie es nun auch war — der eigensinnige, immer wiederkehrende Vorschlag der alten Dame, sowie ihre große Sicherheit begannen nun doch einen gewissen Eindruck auf sie zu machen.

Nils Olof Stjerne hörte ihr Lachen; es war schon so lange her, seit das Gelächter eines jungen Mädchens auf Marieholm erklungen war. Er wandte sich um und ging zu den beiden Damen hin.

„Darf man fragen, was Ihre Heiterkeit so sehr erregt hat?“ fragte er in seiner gewöhnlichen formellen Weise, aber mit einem freundlichen, etwas unsichern Lächeln, das leider nur so selten um seine Lippen spielte.

Karin Maria wurde dunkelrot und warf der Freifrau einen scheuen, flehenden Blick zu; diese antwortete schnell: „Ich prophezeie Karin Maria die Zukunft, und sie scheint sich darein zu finden. Nun solltest du sie aber ein wenig auf dem Hof herumführen. Sie gibt uns so selten die Ehre ihres Besuchs, und sie sieht mir danach aus, als ob sie sich für Haus und Hof interessierte. Wenn ihr dann

zurückkommt, steht das Abendbrot auf dem Tisch. Karin Maria soll sehen, was das Haus vermag."

Und als der Baron seine Mutter fragend ansah — er war an diesen freundlichen und herzlichen Ton Besuchen gegenüber durchaus nicht gewöhnt — fügte sie leiser hinzu: „Gib wohl acht, daß es ordentlich dabei zugeht. Heute abend will ich Figge nicht betrunken sehen!"

Zwölftes Kapitel.

In der kleinen Stube auf der Giebelseite des Hauses, mit der Aussicht auf den Hausgarten, in dem die Narzissen und Aurikeln blühten, saß Agnete und dachte an ihre Heimat. Es war an einem der ersten Juniabende, ein milder, feuchter Abend mit Nebel und schwachem Mondschein. Der Duft von dem großen Holunderstrauch drang stark und betäubend durchs offene Fenster herein, auf dessen niederem Gesimse Agnete saß, ihr Haar für die Nacht ordnend. Die Finger glitten mechanisch wie zärtlich durch das lange, glänzende Haar, das ihr über Schultern und Brust herabhing, während sie in Gedanken versunken flocht und flocht und halb unbewußt leise eine alte, melancholische Volksweise vor sich hinsang.

Da raschelte es drunten an der niedrigen Mauer, die den Garten des Kriegsrats von der unansehnlichen, menschenleeren Hintergasse trennte. Agnete wandte hurtig den Kopf, in der hellen Sommernacht konnte sie alles um sich her deutlich unterscheiden. Sie ergriff einen der Zweige des Holunderstrauchs und neigte sich weit aus dem Fenster, um die Ursache des Geräuschs zu entdecken: nein — es war nichts zu sehen! Oder verhinderte sie vielleicht nur der große Strauch, genau zu sehen? Unbekümmert und furchtlos, wie sie von Natur war, setzte Agnete darauf ihren Gesang fort.

Da hörte sie, und zwar jetzt ganz deutlich, wie jemand sich zwischen dem Holunderstrauch und der Mauer gerade unter ihrem Fenster durchzudrücken suchte. Sie erhob sich vom Fensterbrett; plötzlich fiel es ihr jedoch ein, es werde

wohl Stine sein, die bei einem Tanzvergnügen der Artilleristen gewesen war.

„Bist du es, Stine?“ fragte sie leise, um niemand im Hause aufzuwecken und das Mädchen nicht in Angst zu bringen.

„Nein, Agnete,“ flüsterte eine Stimme, die sie nur allzu gut kannte, obgleich sie jetzt von halbunterdrücktem Lachen beinahe erstickt war. „Du hättest sofort erraten müssen, daß ich es bin!“

Und triumphierend, froh und glückselig, endlich das letzte Hindernis überwunden zu haben, drängte sich Lieutenant Skytte durch den dichten Holunderstrauch.

Wäre er am hellen, lichten Tag reuevoll und feierlich in die Staatsstube des Kriegsrats getreten, so wäre Agnete sicherlich, in der Erinnerung an ihre letzte stürmische Unterredung in Mamsell Fikens Stube, ein wenig verlegen gewesen und auch, wie sie zu sagen pflegte, etwas „fière und retirée“. Aber jetzt am Abend, da er wie ein Landstreicher keck und demütig zugleich ohne weiteres über die Mauer kroch und schmutzig, mit zerrissenen Kleidern und ohne Mütze im Mondschein gerade unter ihrem Fenster auftauchte, da konnte sie ihre überlegene Würde nicht einen Augenblick länger aufrecht erhalten. Ohne an ihren etwas mangelhaften Anzug und ihr aufgelöstes Haar zu denken, streckte sie ihm ungeziert und sehnsuchtsvoll beide Hände entgegen und flüsterte mit jubelndem Ton: „Vetter Joachim . . .!“

Da war nicht mehr die Rede von Versöhnung oder Vergebung; keins von beiden erinnerte sich in diesem Augenblick an die bitteren Worte von Munkeboda. Er legte nur seine beiden Arme um sie, wie sie noch auf dem Fenstersims saß, und als sie sich innig ohne jeglichen Widerstand zu ihm herunterneigte, küßte er sie heiß und feurig auf ihre süßen Lippen.

„Ach, Vetter!“ Unschuldig und doch leidenschaftlich schlang Agnete ihre beiden Arme um seinen Hals und drückte noch einmal ihre Lippen auf die seinigen. „Ach, Vetter Joachim! Wie habe ich mich nach dir gesehnt!“

Sein Haar war feucht und ebenso der Samtkragen seines Rockes; sie strich sachte mit der Hand darüber hin.

„Aber,“ — sie sah ihn plötzlich errötend an — „was thust du denn hier? Wie bist du nur darauf gekommen?“

„Frage lieber, wie es kommt, daß ich nicht früher darauf kam?“ flüsterte er wieder. „Es ist mir jetzt ganz unbegreiflich, daß ich so lange gezögert habe. Aber Tag für Tag hoffte ich auf ein einziges Wort von dir — auf einen Gruß oder einen Brief. Und da ging ich auf Munkeboda herum, demütig wie ein Sträfling, fromm wie ein Lamm, verkannt von Tante Charlotte und der ganzen Gesellschaft. Ich wagte kaum, mich zu rühren,“ — er blickte lachend zu ihr auf — „aus lauter Streben, mich wohlerzogen und deiner würdig zu benehmen. Aber da es niemand anerkennen wollte, so ...“

Sie lächelten einander in dem dämmerigen Zwielicht an; er hatte die Arme noch immer um sie geschlungen, und ihre Blicke begegneten sich vertraulich, ohne eine Spur von Scheu oder Unsicherheit.

„Du frierst doch nicht, Joachim?“ fragte Agnete plötzlich unruhig.

„Frieren? ... Nicht im geringsten!“ antwortete er zerstreut.

„Ja, denn ich kann dich unmöglich einladen, hereinzukommen,“ murmelte sie klagend und wie halb verschämt entschuldigend.

„Mein Pferd habe ich bei einem Bauern, zehn Minuten vor der Stadt draußen, eingestellt. ... Es kostete mich natürlich etwas Kopfzerbrechen, wie ich unbemerkt durchs Stadtthor kommen sollte, aber es ging schon. Jetzt werde ich übrigens gleich gehen ..., ich wollte dich nur sehen ...“

Seine Stimme klang jetzt nicht mehr natürlich, sondern ganz eigentümlich zerstreut und abwesend, während er sie nicht einen Augenblick aus seinen Armen ließ. Agnete blickte ihn nicht länger an; sie schlug die Augen nieder vor seinem Blick, und die Hand, die noch unbewußt über seinen Rock strich, bebte leicht.

„Herr Gott im Himmel! Agnete!“ murmelte er plötzlich und lehnte zugleich seine Stirne fest auf ihre kühle Schulter. „Warum bin ich nun nicht dein Gatte?“

Es wurde Agnete auf einmal so merkwürdig heiß in

seinen Armen, ihr Herz klopfte schneller und sie fühlte, wie sie bis über den Hals errötete, o, eine so brennende Röte ... sie wagte nicht die Augen aufzuschlagen, sondern flüsterte halb verlegen, halb unglücklich: „Es ist so spät, Vetter Joachim ...“ Sie versuchte sich frei zu machen und sich ins Zimmer zurückzuziehen. „Es schickt sich gewiß nicht, daß du noch länger hier bleibst.“

„Nur noch ein Wort!“ Trotz ihrem Widerstand drückte er sie noch inniger an sich. „Ich kann nicht ewig herumgehen, den Kopf hängen lassen und warten, warten! Entweder versprichst du mir, daß du mit mir zusammen alles thun willst, damit wir uns so bald als möglich angehören, oder ...“ — er blickte sie fest und ernst an — „bleibt es bei meinem Entschluß, und ich gehe, sobald sich eine Gelegenheit bietet, nach Frankreich. Den Brief ans Kriegsministerium habe ich hier in der Tasche bei mir. Du mußt dich also entscheiden, und zwar auf der Stelle, ob ich ihn abschicken soll oder nicht.“

„Wenn es aber nichts hilft, was ich auch immer thun mag!“ flüsterte sie angstvoll. „Wenn Mama unerbittlich bleibt ...“

„Großer Gott, Agnete! Dann fliehen wir einfach!“ rief er plötzlich ganz außer sich. „Das haben andre auch schon gethan! Aber wenn wir nur zusammenhalten, dann wirst du sehen, trotz Vormundschaft, Unmündigkeit und Blutsverwandtschaft und Gott und der ganzen Welt werden wir ... Weinst du denn, Agnete?“

„Nein!“ schluchzte sie, den Kopf auf seine Schulter gedrückt. „Ich kann es nur nicht ertragen, dich auf diese Weise sprechen zu hören.“

„Versprichst du mir also, mein Täubchen,“ fuhr er unbarmherzig, aber nicht ganz so heftig als vorher fort, „daß du mutig sein willst und deiner selbst sicherer, als vor deiner Abreise?“

„Ja,“ flüsterte Agnete leidenschaftlich, noch immer schluchzend, „ich verspreche dir alles, ich werde alles thun, was du willst! — Wenn du nur nicht außer Landes gehst!“

„Wenn du mein wirst, dann bleibe ich mein ganzes Leben lang gerne auf Munkeboda,“ flüsterte er tröstend. „Also sei mutig, mein süßer Engel ...“

Als sich Agnete ein wenig beruhigt hatte, schämte sie sich ihrer offen an den Tag gelegten heftigen Angst. Sie trocknete sich die Augen mit dem Rücken ihrer beiden Hände und murmelte beinahe ungeduldig und wie ein wenig beleidigt: „Du sagst nicht ein Wort davon, wie es zu Hause geht . . .“

Joachim fing plötzlich an zu lachen. Er war seelenvergnügt, endlich mit einem kühnen Schlag die Bedenken seiner widerspenstigen Cousine überwunden zu haben, und es reizte ihn nun so unwiderstehlich zum Lachen, daß er jetzt hier, vor dem Fenster seiner Geliebten und in später Nacht, sich spießbürgerlich über das Befinden der Familie mit ihr unterhalten sollte.

„Hast du mich sonst nichts zu fragen, liebe Agnete?“ fragte er scherzend. „Etwa, was das ewige Zahnweh der armen Mamsell Fiken macht, oder Tante Charlottens Weberei, oder des kleinen Hans Katechismus, den ihn Beate jeden Abend überhören muß, oder warum Karin Marias Fliederbüsche dieses Jahr nicht blühen wollen, oder . . .“

Joachim verstummte plötzlich und ganz verwundert, weil ihn Agnete auf einmal wie verzweiflungsvoll wieder umschlang. Er hatte gar nicht gedacht, daß seine Worte irgend eine Wirkung haben könnten, aber dieses scherzhafte und rasche Aufzählen der Begebenheiten und der Verhältnisse zu Hause hatte das schlummernde Heimweh des jungen Mädchens plötzlich erweckt.

„Ach, Joachim, Joachim! Wie sehne ich mich nach Munkeboda . . . ich kann es hier nicht länger aushalten! — Nein, nein, ich kann nicht!“

Agnete wußte selbst nicht, daß diese heftige Sehnsucht nach der Heimat, die sie jetzt überwältigte, in Wirklichkeit nur ein verstecktes Heimweh nach ihm selbst war, nach seiner Liebe, seiner geliebten Nähe. Sie drückte sich fassungslos weinend an ihn.

Joachim setzte schnell einen Fuß auf einen hervorspringenden Stein und schwang sich gewandt hinauf, so daß er jetzt, die Beine außen, auf dem Fensterbrett saß. Ueber Agnetes Schulter hinweg warf er hastig einen Blick in das halbdunkle Stübchen; er erblickte den Klapptisch

mit der weißen Decke, den Spiegel an der Wand und drüben im Alkoven ihr noch unberührtes Lager.

„Meine kleine Agnete," sagte er innig, beinahe brüderlich, „glaube mir, ich komme bald und hole dich."

Der Nebel hatte sich beinahe verzogen. Es war ganz still rund herum — nicht ein Blatt bewegte sich in den Zweigen, und der Mond stand bleich, aber groß und strahlend gerade über dem hohen, dunklen Holunderbusch. Die Nacht war lautlos still — Joachim konnte sein eigenes Herz und das Agnetes klopfen hören.

„Ich muß gehen, Agnete . . ." flüsterte er; und als sie ihn halb unbewußt zurückhielt, fügte er hinzu: „Geliebte, ich darf nicht länger hierbleiben . . ."

Agnete sah auf — wie aus einem Traum erwachend — und wich langsam und verwirrt einen Schritt zurück.

Aber Joachim blieb doch, den Rücken an den Fensterrahmen gelehnt, unbeweglich sitzen, sein Blick ruhte wie gebannt auf Agnete. Noch niemals war sie ihm so entzückend vorgekommen, als jetzt hier, wie sie, vom hellen Mondlicht übergossen, bleich vor ihm stand, mit ihren großen, zärtlichen und scheuen Augen und dem silberschimmernden Haar, das wie bei einer Madonna über Schultern und Hals herabwallte, bis herunter zu den schlanken Lenden. In diesem Augenblicke fühlte er wie noch nie zuvor des Mannes ewige, schwärmerische Anbetung des Unberührten bei der Frau, der Jungfräulichkeit des jungen Mädchens. Sie war sein — er liebte sie von ganzer Seele, er sehnte sich nach ihr mit jedem Blutstropfen, jedem Nerv seines starken jugendlichen Körpers. Die Nacht und die Einsamkeit vereinigte sie — aber doch streckte er seine Hand nicht nach ihr aus und zog sie nicht an sich, obgleich sie nur eine Handbreit von ihm entfernt war. Er sank nicht zu ihren Füßen nieder und bestürmte sie nicht mit Bitten, die sie ihm in diesem Augenblick, das wußte er wohl, nicht hätte abschlagen können. Vielleicht war es gerade diese selige Gewißheit, dieses jubelnde Bewußtsein, so heiß geliebt zu sein, das den heißblütigen und unbedachten Lieutenant Skytte rücksichtsvoller und ritterlicher machte, als vielleicht andere Männer an seiner Stelle gewesen wären. Er hätte sich mit größter Leichtigkeit vom Fenster-

sims aus ins Zimmer schwingen können — aber er widerstand auch dieser Versuchung. Während er sich zum Gehen anschickte, ergriff er Agnetes Hand, die schlaff an ihrer Seite herunterhing, und führte sie zum letztenmal langsam an seine Lippen. Aber er sagte kein Wort, er wußte, er konnte sich nicht mehr auf seine Stimme verlassen. Erst als er wieder unten vor ihrem Fenster stand und die Erde unter seinen Füßen fühlte, flüsterte er ganz leise, daß Agnete ihn kaum hören konnte: „Gott weiß, ob du jemals verstehen wirst, wie sehr ich dich jetzt liebe ...“ Er neigte sich zum Fenster hinein, die Ellbogen auf das Fensterbrett aufsetzend — er glaubte Agnete im Halbdunkel lächeln zu sehen. Aber sie stand unbeweglich, mit niedergeschlagenen Augen da, still wie eine Madonna unter ihrem herunterfließenden Haar.

Joachim grübelte noch lange über dieses flüchtige, geheimnisvolle Lächeln nach, während er, plötzlich in der schwärzesten Laune, verzweifelt und entsetzlich unzufrieden mit sich selbst, durch die feuchte Nacht nach Hause ritt.

Als er gegangen war, stand Agnete noch lange am offenen Fenster mitten im Mondschein da. Einmal erhob sie ihre linke Hand und sah sie an, diese Hand, die Joachim zuletzt geküßt hatte, und führte sie sacht und langsam an ihre Lippen.

Dreizehntes Kapitel.

Karin Maria war in den letzten Tagen äußerst préoccupée gewesen, wie Mama es nannte. Beate behauptete, die Schwester sei seit dem Ausflug nach Marieholm so sonderbar, eine Andeutung, die Karin Maria mit vornehmer Kälte zurückwies. Und es wurde auch nicht besser mit der „préoccupation“, als der Baron Nils Olof zweimal in derselben Woche nach Munkeboda kam, zuerst am Dienstag, um im Auftrag seiner Mutter einen sehr feinen Webekamm zu entlehnen, und am Sonnabend mit einer Kiste Asternsetzlinge beladen, einem Geschenk der alten Freifrau an Karin Maria. Er und Joachim sprachen nicht miteinander, wenn sie sich begegneten; sie verbeugten sich nur kalt voreinander, sahen aber — wie Beate Mamsell Fiken erleichtert anvertraute — gottlob! nicht aus, als ob sie sich duellieren wollten. Beide Male hatte der Baron, ob aus eigenem Antrieb, oder von seiner Mutter beeinflußt, das konnte Karin Maria nicht herausbringen, dem ältesten Fräulein Skytte auffallende Aufmerksamkeit erwiesen.

Einstweilen aber dachte dieses Fräulein während der hellen, langen Sommertage an nichts andres, als an die lächerlichen Reden der alten Freifrau. Ob sie nun die Asterpflänzchen in die Beete setzte, oder ob sie mit Bengta, mittels eines ausgespannten Seils, die Beete des Küchengartens abstach, zwischen denen dann der kleine Hans in den großen Holzschuhen des Stallknechts den Weg niedertrat, immer wieder kehrten ihre Gedanken darauf zurück. Und solch eine Macht hat ein solches einmal klar und bestimmt ausgesprochenes Wort — ein Wort, hinter dem ein fester Plan und ein Wille steht —, daß Karin

Maria zuerst mit einer gewissen Scheu, nach und nach aber mit mehr Ruhe, man könnte beinahe sagen, mit Ergebung, fühlte, daß sie wirklich anfing, mit den Worten der alten Freifrau, als mit einer annehmbaren Möglichkeit zu rechnen, einer Möglichkeit, die für ihre ganze Zukunft ausschlaggebend sein konnte. Ihr selbst unbewußt, beschäftigten sich ihre Gedanken jetzt immer mehr mit Nils Olof Stjerne, den sie seit ihrer Kindheit nur als einen unvermeidlichen, älteren Nachbar angesehen und später, nach der Werbung um Agnete, aus reinem Mitgefühl für die Schwester ohne weiteres mit denselben Augen wie diese und Beate betrachtet hatte. Aber Karin Maria wurde in diesem Monat vierundzwanzig Jahre alt, beinahe fünf Jahre älter als Agnete, und fing an, jetzt die Welt etwas anders anzusehen. Sie wußte ebenso gut, als ihre Mutter, daß Baron Stjerne weitaus die beste Partie im Umkreise von vielen Meilen war, und daß man im ganzen nördlichen Schonen lange suchen konnte, ehe man wieder so ein Eigentum fand, wie Marieholm es war. Außerdem hatte Karin Maria diese ganze Zeit her, trotz all ihres Vorurteils gegen den „Freier", im stillen immer eine gewisse Sympathie für das schüchtern-wohlwollende und etwas melancholische Wesen Stjernes gehabt. Sie erinnerte sich wohl noch daran, wie sie als kleines Mädchen, als er schon ein großer Herr von fünfundzwanzig Jahren war, immer sein erklärter Günstling gewesen, Süßigkeiten von ihm bekommen und „Liebchen" genannt worden war. Merkwürdigerweise erinnerte sie sich jetzt an dies alles mit einer gewissen Freude. In ihrer ersten Mädchenzeit hatte sie dann nicht viel von ihm auf Munkeboda gesehen; damals war seine „wildeste Zeit" gewesen. Der Heimat und der Sonderbarkeiten der alten Freifrau herzlich überdrüssig geworden, hatte er sich meistens in Kristianstad aufgehalten und dort mit den Offizieren ein flottes Leben geführt, oder er war auf dem Lande herumgestreift und hatte bei Freunden und Bekannten lange Besuche gemacht. Später hatte Karin Maria selbst ein paar Jahre in Stockholm zugebracht, und als sie zurückkam, fand sie Olof Stjerne ungefähr gerade so wieder, wie sie ihn sich von ihrer Kindheit her noch erinnern konnte, nur ein wenig älter, ein wenig dicker und ein wenig melan-

cholischer. Sie hatte nicht viele Gedanken an ihn verschwendet, bis er sich plötzlich in Agnete verliebte und als ihr Bewerber auftrat. Da hatte sie sofort, ebenso wie Beate, ganz entschieden Partei gegen ihn ergriffen und sich im höchsten Grade darüber entrüstet, daß die Eltern aus weltlichen Gründen Agnete zu einer Heirat zwingen wollten, die dieser ganz und gar widerwärtig war. Jetzt aber, da Agnete fort war, und Karin Maria sich selbst wieder als Hauptperson auf Munkeboda betrachten konnte, erschienen ihr die Verhältnisse nach und nach in einem andern Lichte. Sie war nicht umsonst diejenige von den Schwestern, welche der Mutter am ähnlichsten war; sie fing an zu verstehen, daß „weltliche Gründe“ auch Gründe sind, und daß man eine Sache von zwei Seiten betrachten kann. Freilich: Nils Olof Stjerne war weder un beau ténébreux, noch ein rasender Roland (sie war in ihrer Ketzerei bereits so weit gekommen, daß sie Vetter Joachim mit einem überlegenen Lächeln diese Titel beilegte); aber er war ein guter schwedischer Edelmann, der gar nicht übel aussah, besonders wenn er sich hie und da zu einem Lächeln bequemte. Er trank allerdings viel — hier zog Karin Maria unwillig ihre schönen Augenbrauen zusammen — aber er vertrug auch viel, und nur ganz wenige, oder eigentlich gar niemand, hatten ihn jemals wirklich betrunken gesehen. Und was den Umgang mit Herrn Figge Wallqvist und Konsorten anging, so würde sie da schon einen Riegel vorschieben, wenn ... wenn sie in die Lage dazu käme. Die alte Freifrau hatte wirklich ganz recht gesehen, wenn sie meinte, Karin Maria habe Haare auf den Zähnen, und sie könne niemand ruhiger die Zügel der Regierung in die Hand geben, als ihr; sowohl Marieholm selbst als auch Nils Olof waren nun einmal daran gewöhnt, von Frauenhänden regiert zu werden. Karin Maria war stolz, rechtschaffen und klug, ein charaktervolles und in jeder Beziehung ausgezeichnetes Mädchen; aber sie hatte nicht viel von der Skytteschen Art an sich, von der leicht erregbaren, unruhig schwärmerischen und trotzig aufrührerischen Grenzbewohnernatur — dem „Schnapphahnblut“, wie der alte Niklas es mit einem gewissen Stolz nannte. Sie hatte nicht diese überströmende Phantasie, sie sah nur, was sie sehen sollte

und wollte, nichts weiter. Mama pflegte zu erzählen, sie habe während ihrer Schulzeit in den achtziger Jahren von einer französischen Erzieherin „nach dem Lineal denken gelernt“. Obwohl nun Karin Maria insofern ein Kind ihrer Zeit war, daß sie nicht allein die „Holdselige Rose“ mit großem Gefühl sang, sondern auch oftmals über Gedichten und Romanen bittere Thränen vergoß, so hatte sie doch ein gut Teil der Vernunft und der „Geradlinigkeit“, die heute noch für ihre Mutter kennzeichnend waren und deren Handlungen bestimmten.

Nach der Ueberbringung der Astern hatte Baron Stjerne noch einen weiteren Besuch auf Munkeboda gemacht. Als Beate durch das Giebelfenster die wohlbekannte Kutsche in den Hof hereinfahren sah, sagte sie zur Schwester: „Mein Gott! Da ist Stjerne schon wieder! . . . Ich möchte nur wissen, was er immer hier will. Er weiß doch, daß Agnete fort ist!“

„Das kann man nicht wissen!“ antwortete Karin Maria kurz.

Beate setzte sich entrüstet aufs Sofa und schlug die Arme ineinander. Schweigend sah sie zu, wie Karin Maria ihre besten Schuhe anzog, ihr Haar vor dem Spiegel ordnete, ein feines Musselintuch um den Halsausschnitt legte und ihr Taschentuch mit Eau de Portugal besprengte. Karin Maria fühlte sich natürlich ein wenig befangen über Beates unverstelltes Erstaunen, aber sie that, als ob sie es nicht merke.

„Willst du dich nicht auch ein wenig putzen, Beate?“ fragte sie gleichgültig, indem sie die Thür zum Flur öffnete.

„Es würde mir doch nie einfallen, hinunterzugehen und ihn zu begrüßen, ohne daß Mama es geradezu beföhle,“ antwortete Beate auffässig. Karin Maria war sehr erzürnt, als sie in ihren besten Schuhen die Treppe hinunterging. Sie hatte keine besondere Absicht dabei gehabt, als sie sich so sorgfältig ankleidete, aber Beates verächtliche Verwunderung hatte in ihr das Gefühl erweckt, als sei sie eine ränkesüchtige und berechnende Kokette.

Drin im Wohnzimmer erhob sich der Baron sofort und kam auf sie zu; er hatte augenscheinlich auf sie gewartet. Sie verneigte sich höflich und begann sogleich, sich sehr

eingehend nach dem Befinden der Freifrau zu erkundigen, und sich dann ebenso ausführlich für die Astern, die so „wunderschön gediehen“, zu bedanken. Als Stjerne nichts darauf antwortete, das ihr hätte weiter helfen und die Unterhaltung im Gang erhalten können, wurde sie verlegen und errötete. Es stand Karin Maria recht gut, wenn sie ein wenig verlegen wurde, ihr Gesicht verlor dann seinen steifen und allzu sichern Ausdruck.

Der Major saß in seinem Lehnstuhl und nickte über der „Post und Inrikes=Tidninger“ beinahe ein. Er war in seinem Mittagsschläfchen gestört worden und wünschte den Marieholmer ins Pfefferland. Im ganzen genommen war er kein Freund von solchen „französischen“ Besuchen. Stjerne schlug nämlich aus Rücksicht auf Joachim die Einladung zum Abendbrot jedesmal aus, ja, man konnte ihn kaum überreden, eine Tasse Kaffee oder ein Glas Punsch anzunehmen. Von einer Partie Whist oder Boston war vollends nicht die Rede, weil Figge auf Befehl der Freifrau zu Hause bleiben mußte.

„Wollen Sie nicht vielleicht selbst sehen, wie gut die Astern angewachsen sind, Herr Baron?“ fragte Karin Maria endlich entschlossen, mit einem verzweifelten Versuch das Gespräch über die Astern so lange als möglich auszudehnen.

Nils Olof ergriff schnell seinen Hut, und so wanderten sie zusammen hinaus in den Sonnenschein.

Im Garten, der unter Karin Marias besonderer Obhut stand, fühlte diese wieder festen Grund unter den Füßen und gewann schnell ihre gewöhnliche Sicherheit und Gewandtheit zurück. Mit wirklichem Interesse und großer Liebenswürdigkeit zeigte sie dem schweigsamen, aber sehr aufmerksamen Nils Olof ihre Anpflanzungen und Einrichtungen im Garten.

Schließlich kamen sie an eine kleine Laube, die Karin Maria ganz besonders am Herzen lag; sie hatte eine Aeolsharfe darin aufgehängt und wollte sie dem Baron zeigen.

Aber sie hatte kaum angefangen, mit dem Zeigefinger eifrig auf die Hängebirke deutend, ihm die Sache zu erklären, als er sich plötzlich vorbeugte und, seine Hand leicht auf die ihrige legend, sie unterbrach.

„Fräulein Karin Maria,“ begann er beinahe feierlich,

— durch das gespannte Verhältnis zwischen ihm und den Mädchen während der Werbung um Agnete waren sie nie dazu gekommen, die feierliche Anrede aufzugeben — „Sie sind die Einzige, mit der ich ohne allzu große Unlust reden kann über ... über ...“ Er stockte, blickte sie an und ließ sich plötzlich schwer auf die Moosbank nieder mit einem: „Erlauben Sie, Fräulein Karin Maria?“

Karin Maria nickte höflich, zugleich setzte sie sich selbst ein Stückchen weiter weg auf die Bank.

„Ich habe,“ begann er wieder mit einiger Verlegenheit und ohne sie anzusehen, „den ganzen letzten Monat nichts von Agnete gehört. Nicht ein einziges Wort.“ Er sah schnell auf.

„Ja,“ sagte Karin Maria etwas unsicher, „ich weiß nicht ...“

„Sie wissen, unter welchen Umständen wir uns trennten? Für mich waren sie nicht gerade günstig oder hoffnungerweckend ...“ Wieder blickte er Karin Maria erwartungsvoll an. Zum erstenmal entdeckte sie jetzt, daß er wirklich sehr schöne blaue Augen und einen recht gefühlvollen Blick hatte.

„Herr Baron,“ sagte sie plötzlich sehr bestimmt und ebenso förmlich als er, jedoch mit freundlichem Ton, „Sie haben mir einmal die Ehre erwiesen, zu wünschen, daß ich Ihre Schwester sein möchte. Erlauben Sie mir nun, daß ich in diesem Augenblick so mit Ihnen spreche, als ob ich das wirklich wäre?“

„Bestes Fräulein Karin Maria!“ Er ergriff mit aufrichtiger Dankbarkeit ihre Hand. „Das war es ja gerade, was ich hoffte!“

„Nun wohl,“ — Karin Maria zog ihre Hand sachte zurück — „ich glaube ... ich glaube ... ach! Verstehen Sie mich doch ja nicht falsch! Aber ich glaube, es wäre am besten für Sie selbst und am edelmütigsten gegen meine Schwester gehandelt, wenn Sie sich einfach zurückzögen, Ihre Ansprüche auf Agnetes Hand aufgäben und damit meine Eltern von ihrem Wort entbänden.“

Der Baron hatte Karin Maria unverwandt angesehen; jetzt erhob er sich, ging in der kleinen Laube ein paar Schritte hin und her und setzte sich dann aufs neue.

„Ich habe Agnete sehr lieb gehabt,“ sagte er endlich mit großer Anstrengung, beinahe tonlos.

„Und sie, Herr Baron,“ Karin Maria sprach mit ebenso viel Takt als Wärme, „ja, ich bin fest überzeugt, niemand hätte Ihre Gefühle höher geschätzt als Agnete, wenn es ihr nur vergönnt gewesen wäre, Sie vorher richtig kennen zu lernen, so, wie Sie in der That sind, und daß sie diese Verbindung nicht als einen Zwang hätte ansehen müssen. Aber so, wie es jetzt steht ...“ Karin Maria blickte ihn zögernd an. Er neigte stumm den Kopf zum Zeichen, daß sie fortfahren solle.

„Ja, so, wie es jetzt steht, — Agnete ist sehr trotzig, sehr eigensinnig — fürchte ich, daß meine Schwester Sie niemals so lieb gewinnen wird, als sie sollte.“

„Ach, Fräulein Karin Maria, wenn Sie nur wüßten!“ murmelte Nils Olof wehmütig. „Ich verlange ja nur so wenig; wenn Agnete nur mein würde, wenn ich sie nur lieben dürfte ...“

Karin Maria erhob sich mit niedergeschlagenen Augen.

„Aber Agnete zieht Joachim vor. ... Und ich meine,“ — sie sah immer noch nicht auf — „selbst wenn eine Frau nicht fähig ist, die höchsten und wärmsten Gefühle ihres Herzens ihrem Gatten zu schenken, so ... so ist es doch für das Glück beider durchaus notwendig, daß sie wenigstens keinen andern über ihn stellt ...“

Sie schwiegen beide einige Sekunden lang. Dann erhob sich auch Nils Olof und sagte: „Ich danke Ihnen, Fräulein Karin Maria.“ Er ergriff noch einmal ihre Hand und fuhr fort: „Sie haben mir die Wahrheit gesagt, oder besser, sie mir auf eine Weise gezeigt, die ... ich niemals vergessen werde.“

„Ich hoffe,“ sagte Karin Maria nun auf einmal wieder mit ihrer ganzen Würde und einem sehr schönen Ausdruck in den Augen, „daß Sie ... daß Sie dies nicht als eine Art Bosheit auffassen werden ...“

„Bosheit! Ich?“ Er beugte sich nieder und küßte ihre Hand, die noch in der seinigen ruhte, und ihre Blicke begegneten sich. „Sie glauben mir vielleicht nicht,“ es zog ein halb wehmütiges, halb humoristisches Lächeln über sein Gesicht, das Karin Maria sehr gut verstand und würdigte,

„aber zum erstenmal in meinem Leben lasse ich mich mit Freuden und gerne von einer Frau leiten.“

Karin Maria antwortete nicht; aber ein feines Lächeln spielte um ihren Mund, und ihr Herz begann heftiger zu schlagen.

„Wenn nun Agnete nach Hause kommt ... ja, denn ich denke, ihre Verbannung“ — es lag einige Bitterkeit in diesem Wort — „braucht nun nicht länger mehr zu dauern, wollen Sie mir dann trotz allem, was vorgefallen ist,“ — er blickte Karin Maria fragend an — „erlauben, doch noch hierherzukommen?“

„Ich glaube, weder Papa noch Mama werden etwas dagegen haben,“ antwortete sie leise mit gesenktem Kopf und nicht ganz so sicher als vorher.

„Sonst auch niemand?“ Er blickte sie fortwährend an.

„Nein,“ murmelte Karin Maria immer unsicherer, „wenn nicht etwa der Herr Baron denkt, daß Joachim ...“

„Joachim und ich werden die Sache untereinander ausmachen!“ unterbrach sie Nils Olof kurz.

Sie gingen langsam nebeneinander aus der Laube und den langen, geraden Weg durch den Garten hin. Karin Maria war verstimmt und mit sich selbst unzufrieden, sie wußte selbst nicht, warum.

Vor den Rabatten mit den Astern hielt Nils Olof an.

„Fräulein Karin Maria,“ sagte er, und seine Blicke ruhten fragend, halb flehend auf ihr, „wenn ich ein andres Mal einen Rat brauche, um den ich niemand sonst bitten möchte, darf ich dann zu Ihnen kommen?“

Karin Maria nickte. Sie lächelte ein wenig, doch sie konnte in diesem Augenblick unmöglich etwas andres herausbringen, als ein steifes, aber ehrliches: „Bitte!“

Vierzehntes Kapitel.

Es war Karin Maria den ganzen Abend, nachdem Baron Stjerne abgefahren war, so eigentümlich und beklommen zu Mute; es war ein wahres Wunder, daß niemand es bemerkte.

Aber Beate war, nachdem sie sich entrüstet darüber ausgesprochen hatte, daß Karin Maria „in diesem Grade ein Wesen aus dem Freier mache", vollständig von der Garnierung eines alten Sommerhuts, den sie droben in der Rumpelkammer gefunden hatte, in Anspruch genommen. Der Hut war wenigstens zehn Jahre alt, aber er konnte wieder „ganz wie neu" werden, versicherte sie, und sie hatte deshalb für nichts andres Auge und Ohr. Joachim aber ging in der letzten Zeit immer wie im Traume umher und marterte sein Gehirn mit allen möglichen kühnen und himmelstürmenden Plänen, so daß auch er weder „hörte noch sah". Die Majorin untersuchte ihren Leinenschrank und bereitete sich auf die große Sommerwäsche vor; sie dachte an nichts andres als an Leintücher, Servietten und Handtücher, an ganze und mangelhafte Dutzende und hatte keinen Gedanken für etwas andres.

Gegen Abend beschloß Karin Maria, zu Mamsell Fiken zu gehen und mit ihr zu sprechen; bei ihr suchten die Mädchen immer Trost, wenn etwas „los war". Sie hatten alle miteinander das Gefühl, daß niemand anders auf der Welt sie besser verstand, als Mamsell Fiken, sie, die ihnen lange, ehe Mama es für notwendig gehalten, um ihre eigenen spärlichen Groschen die ersten Puppen auf dem Jahrmarkt in Röinge gekauft hatte; sie, die sie in den Masern so treulich verpflegt hatte, mit wahrer Engels-

geduld ihren Katechismus und die Fabeln von La Fontaine überhört, ihnen ihre Kleider zugehakt, ihre Hüte aufgesetzt und die ersten schwierigen Neujahrs- und Geburtstagswünsche diktiert hatte — immer und unabänderlich schließend: „Mit Hochachtung und Zuneigung verbleibe ich", ihnen auch verbotene Spukgeschichten erzählt und Sirupbrote gegeben hatte, was auch verboten war. Sie schalten zwar oft über Mamsell Fiken und lachten über sie, aber wenn etwas vorgefallen war, dann war es doch immer wieder die „niedere Hütte", zu der sie ihre Zuflucht nahmen. Denn ganz gewiß war Mamsell Fiken eine „Jammerbase", wie Mama sie stets zu nennen pflegte; aber ihre Armut, ihre Abhängigkeit von dem oft launenhaften Wohlwollen andrer Menschen, ihre prekäre Stellung auf der Grenze zwischen „feinen und gewöhnlichen Leuten", selbst ihr hartnäckiger Kampf um die Erhaltung der „niederen Hütte", alles dies zusammen hatte bei Mamsell Fiken eine genaue Menschenkenntnis, eine gewisse Schlauheit und Entschlossenheit entwickelt, so daß selbst die gnädige Frau Majorin, mit all ihrem großen Selbstbewußtsein und ihrem anerkannt praktischen Sinn, sie nicht selten um Rat anging. Die jungen Mädchen thaten es ohnedies, wie schon gesagt, immer, und nicht am wenigsten Karin Maria, die doch sonst nicht „klein" von sich dachte.

Karin Maria brauchte nicht weit zu gehen. Vom Garten aus entdeckte sie sogleich Mamsell Fiken, die, ihren gestärkten Hut tief übers Gesicht hereingezogen, drunten auf der Wiese spazieren ging und Blumen und Gräser pflückte. Karin Maria wußte, daß sie im Juni immer Vergißmeinnicht, Zittergras und andre Pflänzchen sammelte, die sie dann sorgfältig preßte und trocknete und mit vieler Kunst auf Glückwunschkarten und zu Kränzchen um Silhouetten verwendete. Diese hübschen, etwas sentimentalen Arbeiten, mit einem Rahmen von Goldpapier umgeben, wurden von den feineren Bauernmädchen, unter dem Namen Erinnerungsblätter, gerne gekauft und trugen der guten Mamsell Fiken manches sehr willkommene Geldstück ein.

Karin Maria begrüßte sie und begann auch Vergißmeinnicht zu pflücken; sie leitete das Gespräch mit einigen

ganz alltäglichen Bemerkungen über die Heuernte, die bevorstehende große Wäsche u. s. w. ein. Als sie genügend Blumen gesammelt hatten, setzten sie sich nebeneinander auf die verfallene Holzbrücke des Baches und ließen die Beine über das Wasser hinunterhängen.

Drüben auf dem Weg hörten sie Joachim und einige der Knechte mit den Pferden vorüberkommen, die zur Tränke geführt wurden, ehe es Nacht wurde. Sie ritten alle ohne Sattel, jeder noch auf beiden Seiten ein Handpferd führend. Nun bogen sie in einen sandigen, ausgetretenen Seitenweg ein und trieben dann die Pferde weit hinein zwischen die Steine in dem seichten Bache. Joachim sah die beiden dort auf der Brücke und grüßte sie lachend, während er fortfuhr, mit den Knechten zu reden, die nun auf seine Aufforderung plötzlich einen Gesang anstimmten. Gerade gegenüber, über den Wäldern von Marieholm, ging die Sonne als eine große, rote Scheibe unter.

„Es ist merkwürdig, wie gut sich der Herr Lieutenant hier oben bei dem Göinger Volke befindet," sagte Mamsell Fiken mit ihrer leisen, ein wenig schleppenden Stimme und eigentümlichen Aussprache, während sie ihren schon fertigen Strauß noch mit Erdbeerblättern umgab.

„Ach, das ist ganz natürlich, er ist ja selbst ein Göing und wird wohl auch hier immer seine Heimat haben."

„Aber wenn man in Stockholm war und zu Hof kam ..."

„Ach! Er hat gewiß nicht viel vom Hof gesehen!" sagte Karin Maria, offenherzig lachend. „Auf alle Fälle glaube ich nicht, daß er ihn vermißt!"

„Nein, das kommt eben darauf an, wo man sein Herz hat," seufzte Mamsell Fiken bedeutungsvoll.

Karin Maria segnete in ihrem Herzen Mamsell Fiken, weil diese so gerade auf das Thema lossteuerte, über das sie sprechen wollte. Sie sagte nun sehr ernst, aber ohne ihre Augen von ihren Blumen zu erheben: „Liebe Mamsell Fiken, ich habe gerade etwas gehört, etwas von Agnete, das mir sehr viel zu denken gibt ..." Sie stockte unentschlossen.

„Aber, liebe Karin Maria," Mamsell Fiken zitterte beinahe vor Interesse und Neugierde. „Lieber Himmel, was ist es denn? Sagen Sie mir's doch nur!"

Karin Maria bedachte sich nun nicht länger. „Baron Stjerne ist ja diesen Nachmittag hier gewesen," begann sie.

„Ja, ich sah ... ich sah die Herrschaften im Garten spazieren gehen."

„Da war es gerade," sagte Karin Maria errötend. Sie begriff es eigentlich selbst nicht, warum sie errötete, denn sie hatte doch wahrhaftig keinen Grund dazu! „Er deutete mir an, ich faßte es wenigstens auf diese Weise auf, er gebe ... er gebe ... nach reiflicher Ueberlegung seine Ansprüche auf Agnete auf. Aber ich weiß nicht, ich kann nicht entscheiden, ob ich das Recht habe, es Agnete oder die andern wissen zu lassen. Er hat mir ja keinen Auftrag dazu gegeben ..."

Sie sah Mamsell Fiken fragend an und fuhr dann noch zögernder fort: „Ich habe natürlich ein wenig Angst, es Mama mitzuteilen, das werden Sie wohl verstehen, nicht wahr? Sie könnte es vielleicht als eine Beleidigung auffassen, gegen unsre Familie, meine ich, weil er es ist, der abbricht. Und da ich weiß, daß Baron Stjerne Papa und Mama sehr verehrt, so ..." Karin Maria schwieg verwirrt. „Ich weiß wahrhaftig nicht, was ich thun soll!" schloß sie ratlos.

„Ich glaube wirklich nicht, daß Sie es Mama gleich sagen sollen," bemerkte Mamsell Fiken vorsichtig. „Der Einzige, der es ihr auf ganz natürliche Weise mitteilen kann, ist der Herr Lieutenant ... er soll mit Baron Stjerne sprechen."

„Aber dann fürchte ich, Baron Stjerne, der aus reinem Edelmut, aus bloßer Güte, Agnete sozusagen freigibt, könnte es als eine Art Uebermut von seiten Joachims auffassen, wie eine Art Zwang, wenn er ..."

„Nicht, wenn der Herr Lieutenant sich klug dabei benimmt. Und wenn er das hört, so wird er so überglücklich sein, daß wir ihn wohl dazu bringen können, den steifen Nacken ein wenig zu beugen."

Karin Maria blickte vertrauensvoll und fast bewundernd auf Mamsell Fiken. „Sie meinen also, ich solle zuerst mit meinem Vetter sprechen?"

„Wenn ich Ihnen raten darf, Karin Maria," sagte Mamsell Fiken, immer demütiger werdend, je mehr sie

festen Grund unter den Füßen fühlte, „dann würde ich es gleich thun, ehe die gnädige Frau etwas davon hört. Wir können ihn ja rufen.“

„Ach ja! Das wäre gewiß das Beste!“ rief Karin Maria erleichtert aus. „Dann könnten Sie auch dabei sein . . .“

Mamsell Fiken nahm schnell ihr großes Umschlagetuch ab und winkte damit eifrig dem jungen Skytte.

„Wollen Sie etwas von mir?“ rief er vom Pferd aus über die Wiese herüber.

„Ja!“ rief Karin Maria mit großer Bestimmtheit. „Kann nicht Troels deine Pferde nehmen?“

Joachim schüttelte den Kopf. Er winkte dem Stalljungen Hans, der barfuß, die Finger im Munde, den ganzen Weg hinter seinen geliebten Tieren hergetrottet war, und machte ihn glückselig, indem er ihm nicht allein seine Pferde anvertraute, sondern auch noch einen Groschen zuwarf. Dann eilte er hurtig über die Wiese, und mit einem gleichgültigen: „Was ist denn eigentlich los?“ warf er sich, so lang er war, gerade vor der Brücke ins hohe Gras. Karin Maria und Mamsell Fiken zogen verschämt schnell die Beine herauf.

„Ach, meine Damen, genieren Sie sich nicht!“ rief er lachend. „Parole d'honneur! ich sehe wirklich nur die Sohlen Ihrer niedlichen Schuhe!“

„Vetter Joachim!“ sagte Karin Maria streng und strich energisch ihre Kleider zurecht. „Wenn du nur wüßtest, welch ernsthafte Dinge wir mit dir zu besprechen haben!“

Joachim erhob sich schnell auf den Ellbogen. „Hast du etwas von Agnete gehört?“ fragte er unruhig.

Karin Maria machte eine verneinende Gebärde und erzählte ihm dann den Hauptinhalt ihres Gesprächs mit Stjerne, ungefähr auf dieselbe Weise, wie vorhin Mamsell Fiken.

Der junge Skytte hatte sich erhoben. Er stand jetzt gerade vor der Brücke, an den äußersten Brückenpfosten gelehnt, und betrachtete eifrig und aufmerksam seine Cousine.

„Aber . . . aber ich verstehe nicht! . . . Er, der sonst so stiernackig wie der T . . . . . selbst ist . . . es muß ihn etwas beeinflußt haben!“

Joachim dachte jetzt an seinen nächtlichen Besuch in Kristianstad. Eine Woche war seither vergangen, und er hatte sich Vorwürfe darüber gemacht, daß er den guten Ruf seiner geliebten Agnete so unbedacht aufs Spiel gesetzt hatte. Er fürchtete jetzt sofort, es könnte ihn jemand bei ihr gesehen und es auf eine Art ausgelegt haben, die ... Es überlief ihn heiß und kalt bei dem Gedanken, Nils Olof könne von irgend einer Seite Wind von der Sache bekommen haben.

„Ihn beeinflußt?“ wiederholte Karin Maria und errötete tief. „Ja ... es wäre ja möglich, daß die alte Freifrau es gethan hat; sie ist ja, wie du weißt, von Anfang an gegen den Heiratsplan gewesen ...“

„Dann hätte sie wahrhaftig ihren Einfluß ein wenig früher anwenden können!“ rief Joachim.

„Aber Joachim! Ist es wirklich möglich, daß du solch eine Noblesse, wie jetzt Stjerne zeigt, nicht zu würdigen verstehst?“ rief Karin Maria beleidigt.

„Ich müßte zuerst wissen, was dahinter steckt,“ sagte Joachim ungewöhnlich mißtrauisch; der Gedanke an seinen Besuch und sein letztes aufgeregtes Gespräch mit dem „Freier“ spukte noch immer in seinem Kopf. „Es kommt mir so unnatürlich vor, daß jemand so mir nichts dir nichts Agnete aufgeben kann. Das stimmt gar nicht mit dem überein, was er mir früher zu verstehen gegeben hat.“

Joachim war nicht Menschenkenner genug, um einzusehen, daß bei einem Menschen mit solch einem Temperament wie denn Stjernes oftmals dem ersten heftigen Aufbrausen, dem ersten kräftigen Widerspruch eine träge Mutlosigkeit folgt, eine schwermütige Unlust, noch irgend eine Anstrengung zu machen, von der man doch nicht hoffen darf, daß sie mit Erfolg gekrönt werde.

Joachim wurde durch Widerstand angespornt, Stjerne entmutigt, das war das ganze Geheimnis, über das der junge Skytte nun nachgrübelte, ohne es begreifen zu können.

Aber Mamsell Fiken, mit ihrer gründlichen, wenn auch vielleicht ihr selbst nicht ganz bewußten Menschenkenntnis, sie verstand es, sie wußte nur nicht, wie sie es ausdrücken sollte. Sie sah Joachim zweifelnd an und sagte auf ihre ruhige, wohlwollende Weise: „Ich meine doch, der Herr

Lieutenant sollte noch einmal mit dem Baron sprechen. Die Herren würden sich dann doch vielleicht verständigen. Und da er selbst zu Karin Maria gesagt hat, er sei geneigt, den Platz abzutreten ..."

„Man muß mir auf höfliche Weise den Platz abtreten, wenn ich ihn mit Ehren einnehmen soll!" rief Joachim mit seinem leichtgekränkten Ehrgefühl heftig aus.

Karin Maria nahm vorsichtig ihre Röcke zusammen, erhob sich und sagte: „Lieber Vetter, du kannst doch wohl nicht verlangen, Nils Olof Stjerne soll dir Agnete auf einem silbernen Präsentierteller anbieten und dich bitten, sie freundlich anzunehmen ... du mußt dich damit begnügen, wenn er Papa des gegebenen Worts entbindet und dir den Weg frei gibt ..."

Joachim lachte; er war plötzlich wieder guter Laune; er fing die Cousine und Mamsell Fiken galant in seinen Armen auf, als sie von der Brücke auf die Wiese hinuntersprangen, um den kürzeren Weg durch den Garten zu nehmen. Dann sagte er gutmütig: „Du hast recht, Karin Maria. Ich dachte nur gerade an etwas, das ..." Er unterbrach sich hastig. „Gebe Gott, daß du recht hast."

„Das habe ich immer!" antwortete Karin Maria mit großem Selbstgefühl.

Fünfzehntes Kapitel.

Diejenige, welche am wenigsten erbaut war, als sie von dem „ritterlichen Zurücktreten“ des Barons hörte, war die gnädige Frau Majorin. Sie war geradezu tödlich beleidigt. Nicht allein hatte man in der ganzen Umgegend nun schon seit einem halben Jahre über die Heirat gesprochen, über die sich die Landrichterin mit ihren fünf Töchtern vor Neid grün ärgerte, sondern sie hatte auch an die Schwägerin in Stockholm davon geschrieben und noch obendrein Fagerhjelms in die ganze Geschichte einweihen müssen, als sie Agnete Hals über Kopf zu ihnen schickte. Nun saß sie da, mit der Schande und „tous les frais“, wie sie empört zu Karin Maria sagte. Wenn es auf diese Weise endigen sollte, so hätte sie wirklich schon lange im Namen Agnetes abbrechen können; das hätte doch besser ausgesehen, als wenn nun Agnete, das arme Kind, so behandelt wurde. Deshalb hätte sie noch lange nicht nötig gehabt, sich in die Arme dieses Taugenichts Joachim zu werfen! Im ganzen Göinger Bezirk gab es kein so schönes Mädchen wie Agnete, sie hätte jeden bekommen, nach dem sie vor dieser dummen Geschichte nur den Finger ausgestreckt hätte! Die Majorin saß oben auf dem Bodenraum am Dachfenster und schrieb unter diesen und andern Einwürfen den großen Wäschezettel, während Beate und Karin Maria, anscheinend demütig und gedrückt, aber im stillen froh und vergnügt, die Wäsche nach Anweisung der Mutter in große Bündel ordneten. Das Zusammenzählen der großen Sommerwäsche wurde in dem Skytteschen Hause keinen fremden Händen anvertraut.

Joachim war am Tage vorher von seinem zweiten

Besuch auf Marieholm zurückgekommen, wo er die Sache mit Nils Olof „abgemacht" hatte. Was eigentlich zwischen ihnen vorgefallen war, erfuhr niemand ganz genau; das war aber auch nicht nötig, da das Ergebnis durchaus klar war. Joachim ging nämlich, sobald er vom Pferd gestiegen war, sofort zu Onkel und Tante hinein und berichtete ihnen kurz und bündig, Baron Stjerne habe ihm sein Wort gegeben, er wolle auf den Rat seiner Mutter und weil er einsehe, daß er doch niemals Hoffnung habe, das Herz der ihm zugedachten Braut zu gewinnen, Agnetes Eltern freiwillig von ihrem Versprechen entbinden und seine Werbung aufgeben.

Die Majorin war zuerst ganz versteinert. Ganz besonders erregten sie die Worte: „Auf den Rat seiner Mutter" ... Sie hatte doch wirklich nicht gedacht, die alte Malwina könne eine so schändliche Intrigantin sein!

Aber draußen im großen Flur umfaßte Joachim Karin Maria und sah ihr lange schelmisch in die Augen. Er fragte sie, ob er ihr wiederholen solle, was die alte Freifrau gesagt habe, ihr könne er es schon mitteilen! Karin Maria wurde rot wie Blut und weigerte sich empört, seine „bêtisen" anzuhören. Darauf flüsterte er ihr lachend etwas ins Ohr, küßte sie herzlich auf die Wange und stürzte die Treppe hinauf zu Beate, bei der er jederzeit, das wußte er sicher, eine unerschöpfliche Fülle von Teilnahme fand.

Karin Maria rieb sich sorgfältig und gedankenvoll mit ihrem Schürzenende die Wange ab, bis diese noch röter war als vorher und sich ein kleines Grübchen neben dem Mundwinkel zeigte, das man nur sehr selten sah. Sie war entschlossen, bei der ersten Gelegenheit aus Nils Olof herauszulocken, was zwischen ihm und dem Vetter vorgefallen war. Was aber die alte Freiherrin gesagt hatte, das interessierte sie *natürlich* nicht im geringsten!

Eigentlich hätte Joachim es gar nicht nötig gehabt, aus seiner Unterredung mit Stjerne ein Geheimnis zu machen. Es war sehr förmlich dabei zugegangen, und da der junge Skytte von Anfang an ungewöhnlich ruhig und sich selbst beherrschend auftrat, hatte Nils Olof, der in der letzten Zeit von seiner Mutter nichts als beißende Bemerkungen über „eine Braut, die einen Liebhaber zur Aus-

steuer mitbringe" hören mußte, mit ein paar abgemessenen, aber durchaus nicht des Gefühls ermangelnden Worten gesagt, da er doch niemals Aussicht habe, das Herz Agnetes zu gewinnen, so wolle er nicht die Ursache sein, daß diese noch länger aus der Heimat verbannt sei. Er hatte die ganze Zeit hindurch Joachim wie eine Art bevollmächtigten Abgesandten von Munkeboda betrachtet und mit keiner Silbe ihre Nebenbuhlerschaft berührt. Joachim hatte das sofort verstanden und diesen heiklen Punkt daher auch ganz beiseite gelassen. Er dachte, es gehe eigentlich Nils Olof gar nichts an, wie sich Agnetes Schicksal weiter gestalten würde, nachdem er aufgehört hatte, eine Rolle in ihrem Leben zu spielen.

Später war dann Herr Figge Wallqvist, der auf höheren Befehl that, als ob nichts geschehen wäre, hereingekommen, und dann hatten alle drei höchst kameradschaftlich einen Punsch miteinander getrunken. Stjerne war noch schweigsamer als gewöhnlich und trank erheblich mehr als die andern. Später hatte die Freifrau eine Tasse Thee angeboten, und von ihr erhielt Joachim die erste Aufklärung über den „Umschlag", was ihn im höchsten Grade ergötzte.

„Ja, ja, mein lieber Corydon," — die alte Dame klopfte ihm freundlich, aber ziemlich derb mit ihren kleinen, knochigen Fingern auf die Wange — „wenn wir nun bald unsre Amaryllis zur Ehegattin bekommen, dann denken wir doch auch hie und da an die alte Malwina Stjerne, die kein so kleines Verdienst dabei hat."

„Die allergnädigste Frau Baronin darf sich darauf verlassen, daß es niemand gibt, an den ich öfter denken werde!" antwortete Joachim, die Hand aufs Herz legend. Er war wirklich dankbar für ihre erfolgreiche Einmischung, wenn sie auch gar nicht um seinetwillen geschehen war.

„Flausen, nichts als Flausen, mein Freund!" antwortete die Freifrau ungläubig und schüttelte den Kopf. „Ich würde die Welt schlecht kennen, wenn ich glaubte, daß ein Kerl wie Er länger an mich alte Frau denkt, als er sie vor sich sieht. Nein, denk' Er nur an Seine Amaryllis — entre nous, sie verdient es wirklich — und sorg' Er dafür, daß Er vor dem nächsten Sommer ein paar ordentliche Zwillinge bekommt!"

Joachim behagten zwar diese derben Späße durchaus nicht, aber er lachte gutmütig und versprach, die Freifrau auf alle Fälle zu Gevatter zu bitten.

„Ich nehme Ihn beim Wort, mon cher!“ rief diese und drohte ihm mit dem Zeigefinger, „und Gott gnade Ihm, wenn Er mich für Narren hält! Wenn nur das Mädchen nicht die Bleichsucht hat, sie sieht mir so danach aus — ja, ja, nun habe ich das Gröbste der Arbeit für Ihn gethan, das übrige muß Er selbst fertig machen. Nils Olof muß ich aber wohl noch eine Weile unter die Arme greifen.“

Dann ließ sie Joachim ihre Hand küssen, trug ihm Grüße an Karin Maria auf und untersuchte noch zu guter Letzt den Sattelgurt seines Pferdes, denn sie hatte sofort entdeckt, daß der Stallbursche ihn zu fest angezogen hatte. Sie hatte ein Auge für jede Kleinigkeit und genoß nun auch noch den Triumph, sich über die jungen Leute lustig machen zu können, weil „die Liebe sie blind“ mache.

Joachim war außerordentlich befriedigt von seinem Ausflug, als er endlich abends um zehn Uhr wieder in Munkeboda eintraf.

— — — — — — — — — — — —

Jetzt, im Sommer, da das Tageslicht so lange anhielt, konnte Tante Charlotte unmöglich kontrollieren, wie lange die Jugend aufblieb. Es war nämlich ein durchaus hoffnungsloses Beginnen, Joachim und die Mädchen zur gewohnten Stunde ins Bett zu schicken, solange die Sonne noch hoch am Himmel stand und auch die Vögel noch nicht einmal zur Ruhe gegangen waren. Die Guitarre an einem Band um den Hals, saß Joachim auf der breiten Steintreppe nach dem Garten, während Karin Maria und Beate und sehr häufig auch Mamsell Fiken ein paar Stufen höher, als er, still nebeneinander saßen.

Und in natürlicher, gefühlvoller und dramatisch bewegter Weise sang der junge Skytte zum Klang der Guitarre die schönen Lieder Professor Geijers für Männerstimmen, dazwischen aber auch häufig ohne Begleitung die alten Schonenschen, ursprünglich dänischen Volkslieder, die er in seiner Kindheit gekannt und von den Leuten in der Umgegend nun wieder gelernt hatte. Die Knechte und Mägde

des Hofes saßen in einer dunklen Gruppe unter der großen Hängebirke an der Ecke des Hauses und lauschten ebenso andächtig als die jungen Mädchen dem Gesang. Oft sang Joachim auch die kleinen französischen „Chansons“, die er einst von seiner fröhlichen Mutter gelernt hatte, und diese verlangte der alte Niklas, der behaglich eine Abendpfeife am offenen Fenster rauchte, regelmäßig zum zweitenmal zu hören. Ja, selbst die gestrenge Tante Charlotte kam hie und da einmal herbei und stand dann lauschend unter der Thür, mit ihrem hohen, steifen Kopfputz und der engen, von den Motten zerfressenen Mantille über den Schultern.

„Kommt nun herein, Kinder!“ pflegte sie zu sagen, wenn das eben angefangene Lied zu Ende war. „Ihr solltet längst zu Bett sein!“

Aber niemand schien sie zu hören. Der Widerstand lag entschieden in der Luft und ließ sich nicht mehr dämpfen. Tante Charlotte mußte sich täglich mehr zugestehen, daß mit Joachim eine neue Zeit und ein neuer Geist in Munkeboda eingezogen war.

Denn „der junge Skytte“ — der Erbe — war nach und nach derjenige geworden, um den sich alles auf dem Hof drehte. Nicht allein war er für Agnete und ihre Schwestern die wichtigste Person im Hause, sondern auch der gute Onkel Niklas, der doch bald dreißig Jahre lang der erste und gehorsamste Unterthan der Majorin gewesen war, ging mit jedem Tag mehr und mehr zum Feinde über. Es war nicht nur die fröhliche Sorglosigkeit und die feurige, kräftige Männlichkeit des jungen Mannes, die auf den Alten so anziehend wirkten, sondern er fand mit heimlicher, wehmütiger Freude in dessen schwärmerischem und leicht gerührtem Wesen eine so ersichtliche Verwandtschaft mit seinem eigenen, daß es ihn mit der Unbedachtsamkeit und Widersetzlichkeit des Neffen mehr als versöhnte. Ebenso fühlte der Onkel eine natürliche und warme Teilnahme für die etwas dunklen und unklaren Zukunftspläne Joachims, sowie für seine ehrliche und leidenschaftliche Hinneigung zu den unsterblichen, nach und nach wieder erwachenden Grundsätzen der großen Revolution, ein Interesse, das weder das vernünftige Regiment der gnädigen Gemahlin auf dem einsamen Munkeboda, noch der er-

zwungene europäische Friede der heiligen Allianz je ganz hatten unterdrücken können. Niklas Skytte war im Jahre 1789 als junger Kornett in der Leibgarde Königs Gustavs, wie er selbst sagte, ein „großer Jakobiner" gewesen; und die stolze Freiheit, die kräftige persönliche Thatkraft hatte keinen aufrichtigeren Bewunderer, als ihn. Mit einer Art naiver Bewunderung blickte er jetzt zu dem jungen Manne auf, der immer schnell entschlossen und immer uneigennützig war und stets tausend kühne Pläne im Kopfe hatte, die er dann mit dem ganzen Feuer der Ueberzeugung, mit einer grenzenlosen Starrköpfigkeit und einer unerschöpflichen Beredsamkeit zu verteidigen verstand. Tante Charlotte schüttelte wohl den Kopf und hielt zurück, so weit sie es vermochte, aber trotz ihrer Klugheit konnte sie es doch nicht verhindern, daß die Bewirtschaftung des Guts mehr und mehr in Joachims Hände überging. Der Major fing an, sich alt und müde zu fühlen, ja auch ein wenig träge, und wenn seine Gattin ihm vorwarf, die Zügel der Regierung glitten ihm aus den Händen, dann entschuldigte er sich damit, daß es ja für alle Teile am besten wäre, wenn Joachim unter seiner Anleitung, solange er noch lebe, die Verhältnisse kennen lernte, er werde ja ohnedies einmal das ganze Gut übernehmen. Und die Untergebenen, diese streitsüchtigen, unberechenbaren, eigensinnigen und verschlagenen Grenzbewohner, die so schwer zu behandeln sind und aus einem natürlichen Gefühl nur die selbstbewußte Kraft achten, hatten zehnmal mehr Respekt vor dem jungen Lieutenant, als irgend sonst jemand. Seine Befehle waren immer klar und bestimmt, selbst wenn sie auch hie und da ein wenig übereilt waren; er verstand es ebensogut, dem eine halbe Mark in die Hand zu drücken, der seine Sache besonders gut gemacht hatte, als auch zu rechter Zeit eine Ohrfeige auszuteilen; der alte Major dagegen wurde bei solchen Gelegenheiten nur böse, brummte und nahm zum Schluß eine bedächtige Prise aus seiner Schnupftabaksdose.

Joachim hatte seine Entlassung vom Militär schon eingereicht; wenn seine Tante sich bis zum Schluß des Jahres in Beziehung auf seine Heirat mit Agnete nicht erweichen ließ, dann, das war sein fester Entschluß, wollte er trotz aller Einwendungen der Geliebten einige Zeitlang in fremde

Kriegsdienste gehen. Hier in Munkeboda zu bleiben und Agnete Tag für Tag zu sehen, ohne daß sie einander angehören durften, das sah er wohl ein, würde auf die Dauer beider Kräfte übersteigen. Da war es besser, sich eine Zeitlang zu trennen und die Zeit walten zu lassen. Die aufs äußerste gespannten politischen Verhältnisse in Polen, wo man jeden Augenblick den Ausbruch einer Revolution erwarten mußte, bewegten alle jungen Gemüter, und manches schwedische Herz klopfte damals stärker vor heißer Lust, dem unterdrückten Volk zu Hilfe zu eilen. In Schweden vergaß man nicht, daß Polen einst ein Bruderland und das Reich gewesen war, für das die großen schwedischen Könige am meisten Blut und die meisten Gedanken geopfert hatten. Darum erschien auch der Plan, gegen den moskowitischen Erbfeind für die Freiheit Polens zu kämpfen, Joachim selbst, wie so vielen seiner Altersgenossen, als eine würdige und edle Sache. Oftmals an diesen langen Sommerabenden sprach er mit Karin Maria und Beate darüber.

Man war jetzt schon in der Mitte des Juli angelangt, aber noch immer fiel kein Wort über Agnetes Heimkehr. Karin Maria, die in der letzten Zeit unglaublich keck — Mama nannte es „eigenmächtig“ — geworden war, spielte ein paarmal darauf an, und der Major ließ auch einige vorsichtige Winke fallen, daß „es ja gar keinen Wert habe, das Kind zu zwingen, da es nun doch nichts mit dem Marieholmer sei“, aber die gnädige Frau blieb unbeweglich. Sie meinte hauptsächlich, und machte auch gar kein Geheimnis aus diesem Grunde, „es sehe nicht gut aus,“ wenn Agnete, nachdem Baron Stjerne sie „sitzen“ gelassen — bei diesen Worten kniff die Majorin immer die Lippen zusammen und faßte denjenigen, mit dem sie gerade sprach, fest ins Auge — wenn Agnete nun Hals über Kopf mit Joachim verheiratet würde. Man habe in der ganzen Gegend lange genug über Agnete gesprochen, nun müßten die Leute erst Zeit haben, sie zu vergessen.

„Aber Mama,“ konnte dann wohl Beate, dem Weinen nahe, sagen, „wenn nun Vetter Joachim in den Krieg zieht?“

„Dann soll er ruhig ziehen!“ antwortete alsdann die Majorin gelassen, „das wird ihm nur gut thun. In meiner

Jugend mußte jeder junge Mann wenigstens einen Feldzug mitgemacht haben, ehe er sich zur Ruhe setzte."

„Aber Mama," versuchte Beate schüchtern einzuwenden, „er könnte doch hier auf Munkeboda viel mehr nützen."

„So, meinst du? ... Es wäre gescheiter von ihm, er ließe die Steine auf den Aeckern liegen!" antwortete die Majorin kurz, und alle ihre Bandschleifen zitterten unter dem breiten Kinn, wenn sie an alle die Reformen dachte, die Joachim vorgeschlagen und zu denen er schon halb und halb des Onkels Zustimmung erhalten hatte. „Da wo sie liegen, kosten sie weder Pulver noch Geld, und Platz haben wir Gott sei Dank noch genug im Göinger Bezirk."

Der Einzige, der keine direkten Anstrengungen in dieser Sache bei Tante Charlotte machte, war Vetter Joachim selbst. Es schien ihm im Gegenteil in der letzter Zeit ganz gleichgültig zu sein, ob Agnete heimkam, oder noch länger in Kristianstad blieb. Er sprach auch nur sehr selten von ihr, und er war stets in der besten Laune — etwas ungleich allerdings, aber doch meist strahlend vergnügt — allzu vergnügt, meinten die Schwestern, die sich für Agnete ein wenig beleidigt fühlten; Beate hatte auch nie mehr Gelegenheit, sich über seine „Roquairollen" zu beklagen.

Karin Maria aber hegte einen Verdacht: sie hatte bemerkt, daß Joachim in der letzten Zeit gar oft so ein Techtelmechtel mit Mamsell Fiken hatte, und sie schloß daraus mit ziemlicher Gewißheit, es sei ihm nun doch auf irgend eine Weise gelungen, sich mit Agnete in Verbindung zu setzen. Aber sie teilte diesen Verdacht niemand mit und versuchte auch nicht etwas Sicheres darüber zu erfahren — was würde es denn genutzt haben? Sie hätte nur ihr Gewissen mit einer neuen Last beschwert, und das Gewissen Karin Marias war ohnedies nicht mehr so ganz leicht und rein wie früher.

Aber um das Gewissen der armen Mamsell Fiken war es noch schlechter bestellt, denn, wie Karin Maria vermutete, so verhielt es sich auch. Mit der festen Ueberzeugung, daß im Krieg und in der Liebe alle Mittel erlaubt seien, hatte Joachim die ehrliche Mamsell Fiken schlau verlockt, den Zwischenhändler bei einem sehr lebhaften Briefwechsel zwischen ihm und Agnete zu spielen. Sie hatte natürlich Einwen-

dungen gemacht und von der gnädigen Frau und dem vierten Gebot gesprochen. Da sie aber einerseits große Freude an romantischen Ereignissen und das weichste Herz von der Welt hatte, andrerseits aber in ihrer halb unbewußten Weltklugheit ausrechnete, daß es vielleicht gar nicht so dumm wäre, wenn sie dem künftigen Herrn von Munkeboda einen Dienst erweise, gab sie, wenn auch unter vielen Thränen, der hinterlistigen und etwas sophistischen Beredsamkeit des Herrn Lieutenant nach. Sie empfing also Briefe für Joachim unter ihrem Namen und fand mit einer unermüdlichen, niemals versagenden Erfindungsgabe immer neue Auswege, um seine Briefe unbemerkt in Agnetes Hände zu befördern. Die Einrichtung dieses Briefwechsels war bei einem zweiten nächtlichen Besuch im Garten des Kriegsrats beschlossen worden. Diese heimlichen Ritte durch Nacht und Nebel, um eine halbe Stunde lang unter dem Fenster seiner heißgeliebten Agnete verbringen, sie in seinen Armen halten, ihre Stimme hören und in ihre zärtlichen, braunen Augen blicken zu können, behagten dem romantischen und abenteuerlichen Sinn des jungen Skytte im höchsten Grade. Da er aber das letzte Mal von dem wachsamen und neugierigen Fräulein Susen um ein Haar entdeckt worden wäre, war er doch rücksichtsvoll genug, dieses gewagte und in mehr als einer Hinsicht gefährliche Vergnügen aufzugeben. Mit seiner ganzen Seele, mit seinem ganzen Trotz und mit seiner ganzen Phantasie hatte er Agnete nun seit Monaten geliebt, und nun verknüpfte der zärtliche und fleißige Briefwechsel, in dem sie ihm rückhaltslos ihr innerstes Wesen offenbarte, ihn noch inniger mit ihr. Stundenlang konnte er draußen am Bachesrand oder auf dem schattigen Weideplatz liegen und wieder und wieder diese süßen Briefe lesen, die unbewußt sehnsuchtsvoll, hinreißend, kühn und leidenschaftlich, wie Agnete es war, und dabei doch so unschuldig altklug und mädchenhaft bescheiden, ihn fortwährend an Mamsell Fikens zierlichen Ausspruch: „mit Hochachtung und Zuneigung verbleibe ich,“ erinnerten.

Agnete machte sich natürlich jeden Tag die schrecklichsten Vorwürfe über ihre „Hochverräterei“ gegen die Mama und ihre Falschheit gegenüber Tante Fagerhjelm und Susen. Aber wenn sie den ganzen Nachmittag in der Fliederlaube

des Kriegsrats gestickt und dabei durch die Zweige hindurch nach den Offiziersaspiranten ihrer Cousine geblickt hatte, während Tante Netten mit unermüdlicher Gefühlsschwärmerei aus Madame Collins „Mathilde“ vorlas und sich nachher noch in allerhand Betrachtungen über die schönen „Gefühle“ des Mittelalters verlor, dann mußte Agnete, und hätte es ihr Leben gegolten, am Abend noch zur Kuchen-Ulla hinübergehen und fragen, ob nicht „irgend eine Nachricht von zu Hause“ da sei ... Briefe an die „wohlgeborene und tugendsame Jungfrau Agnete Skytte“ wurden nämlich, in ein Papier eingeschlagen, an eine Verwandte von Mamsell Fiken, die Base Ulla, gesandt, die eine bescheidene Kuchenbäckerei in derselben Straße neben dem Kriegsrat hatte. Auf diese Weise entging der umfangreiche und fleißige Briefwechsel Agnetes der Aufmerksamkeit ihrer Verwandten.

Aber weder Susen, noch Tante Netten konnten begreifen, warum Agnete oftmals bei den rührendsten Stellen in „Mathilde“ plötzlich den Kopf sinken ließ und mit großen, wie geistesabwesenden Augen vor sich hinstarrte, bis sie sie plötzlich mit einem Lächeln schloß, mit einem so zärtlichen und glückseligen Lächeln, wie die alte Madame Collin in ihrem ganzen Leben gewiß nie eines hervorgerufen hatte.

„Agnete!“ rief dann Susen und kitzelte sie mit ihrer Häkelnadel im Nacken. „Was hast du nur wieder?“

Aber Tante Netten blickte sie einen Augenblick über ihre runden Brillengläser an und wendete bedächtig das Blatt mit der Nadel um.

„C'est la chaleur!“ sagte sie zerstreut, indem ihr das Französische aus der „Mathilde“ noch in den Ohren klang. Dann aber, Agnete näher betrachtend, die plötzlich errötete und wieder auf Tod und Leben zu sticken anfing, fügte sie wohlwollend und mit schalkhaftem Lächeln verständnisinnig hinzu: „La chaleur de la jeunesse!“

Sechzehntes Kapitel.

Früh am zwanzigsten Juli waren Beate und Karin Maria im Küchengarten und pflückten Zuckererbsen. Jede stand auf einer Seite des schmalen Gartenbeets, wo die dünnen, gelbgrünen Ranken sich an Reisigzweigen emporrankten und dicht ineinander schlangen, so daß Beate, wenn sie mit Karin Maria sprach, nichts andres von dieser sehen konnte als ihren weißen Schutzhut. Was Karin Maria selbst anbelangte, so hatte sie gar kein Verlangen, die Schwester anzusehen, denn die Unterhaltung war derart, daß sie das lieber unterließ.

Beate „wunderte" sich nämlich im höchsten Grade wieder einmal, wie schon so oft im Laufe des letzten Monats, was denn Nils Olof immer wieder auf Munkeboda wolle. Erst gestern abend war er wieder dagewesen, und als ihn nachher alle ein Stück Wegs nach Hause begleitet hatten, war er, die Zügel seines Pferdes um den Arm geschlungen, mit Karin Maria weit hinter allen andern drein gegangen. Was in aller Welt hatten die beiden nur besprochen? Hier beugte sich Beate so weit zwischen den Erbsenranken vor, als sie nur konnte; sie entdeckte aber auch jetzt nichts andres, als den gesenkten Sonnenhut Karin Marias, sowie ihre mit Halbhandschuhen bekleideten Hände, die ruhig die dünnen, grünen Schoten pflückten.

„Man könnte nächstens glauben, er wäre in dich verliebt!" rief endlich Beate unwillig nach einer kurzen Pause.

Jetzt antwortete Karin Maria; zwar schüchtern, aber doch mit Würde: „Wäre denn das so merkwürdig? Ich bin ja doch die Einzige, die immer liebenswürdig gegen ihn gewesen ist!"

„Immer?“ konnte Beate trotz ihrer Ueberraschung über dieses unzweideutige Zugeständnis nicht unterlassen, spöttisch zu fragen.

„Ja,“ antwortete Karin Maria unerschrocken; sie sah, jetzt war die Zeit gekommen, Farbe zu bekennen, „ich habe jederzeit Achtung und Zuneigung für Stjerne gefühlt.“

„Großer Gott, Karin Maria!“ Beate sank beinahe zwischen den Erbsen zu Boden, so unerhört kam ihr diese Verräterei vor. „Du willst doch nicht sagen, daß du auch in ihn verliebt bist?“

Karin Maria hatte jetzt den ersten schweren Schritt gethan und fühlte sich mehr und mehr Herr ihrer selbst.

„Verliebt?“ sagte sie und zog das Wort ein wenig in die Länge, „das ... ist etwas, zu dem ich sehr wenig Anlage habe ...“ — Beate konnte glücklicherweise nicht sehen, wie sie unter ihrem Hut errötete — „aber ich will ehrlich zugeben, daß ich in der letzten Zeit, da wir uns so oft gesehen haben, angefangen habe, sehr ... gut über ihn zu denken.“

Karin Maria verstand es, eine Sache so darzustellen, daß sie ganz annehmbar lautete. Joachim behauptete, sie habe ein unvergleichliches Talent, den Leuten den Mund zu schließen, sobald sie den ihren öffne. Das gelang ihr auch jetzt. Beate konnte mehrere Minuten lang nicht ein Wort über die Lippen bringen.

„Hat er vielleicht auch schon um dich geworben?“ fragte sie endlich mit einem schwachen Versuch, noch immer sarkastisch zu sein. Sie begann nämlich schon die Achtung zu fühlen, die nun einmal jeder vernünftige Mensch vor einer vollendeten Thatsache hat.

„Ja,“ antwortete Karin Maria ganz ruhig und mit einem gewissen Stolze; „er ließ gestern einige Worte fallen, die ... die ... mich berechtigen, das anzunehmen.“

Beate wurde nun beinahe mit Bewunderung vor ihrer älteren Schwester erfüllt. Eine Prinzessin aus königlichem Geblüt hätte die Werbung eines regierenden Fürsten nicht mit größerer Verschämtheit und doch zugleich mit größerem Stolze mitteilen können.

„Und was hast du geantwortet?“ fragte Beate mehr und mehr überwältigt, jetzt ohne eine Spur von Sarkasmus in ihren Worten und ihrer Stimme.

„Ich bat ihn, sich an Papa und Mama zu wenden — natürlich."

„Aber dann willst du ihn ja haben!" rief Beate mit einem letzten Rest von Zweifel.

„Ich bin wohl nicht gezwungen, den ganz gleichen Geschmack wie meine Schwester Agnete zu haben," sagte Karin Maria in einem überlegenen und etwas scharfen Ton. „Glaubst du zum Beispiel, daß ich Vetter Joachim haben möchte?"

Beate hatte keine weiteren Einwendungen zu machen. Sie gestand sich selbst, daß Karin Marias Verhalten über ihren Verstand gehe.

Einen Augenblick schwiegen die jungen Mädchen ganz still. Die Bienen summten schläfrig im Sonnenschein über den Gartenbeeten, und draußen vom Kleefeld her hörte man den schwirrenden Laut von Troels Sense, die Grünfutter für die Wagenpferde schnitt. Karin Maria, die jetzt ihren Korb gefüllt hatte, ging rund um das Erbsenbeet herum und setzte sich stille neben ihre Schwester mitten in den schmalen Weg.

„Liebe Beate," sagte sie, als ob es die natürlichste Sache von der Welt wäre, „nun können wir Agnete zu Mamas Geburtstag nach Hause bekommen."

Beate sah auf, ihre Augen begegneten denen der Schwester, und plötzlich vollständig versöhnt mit dem Freier und dem ganzen Plane, schlang sie die Arme um Karin Marias Nacken. Karin Maria sagte nichts, aber sie erwiderte die Umarmung mit mehr Gefühl, als sie sonst bei Beates Zärtlichkeitsanfällen zu zeigen pflegte.

Am elften August, dem Susannatag, war der Geburtstag und zugleich der Namenstag von Frau Charlotte Susanne Skytte, und deshalb wurde dieser Tag in der ganzen Familie nächst dem Weihnachtsfest als der größte Festtag des Jahres gefeiert. Die Herrin von Munkeboda war ja sonst, wie Gott und alle Welt wußte, keine Freundin von großartigen Festen, aber an diesem Tag hielt sie es, den Gewohnheiten des achtzehnten Jahrhunderts getreu, für passend, sich überraschen zu lassen. Sie zwang sich auch deshalb, am Morgen ein paar Stunden länger im Bett zu bleiben als gewöhnlich und hatte dann immer, wenn sie sich

endlich zeigte, ein wohlwollendes Lächeln für die Ueberraschungen der jungen Mädchen und Mamsell Fikens. Diese begannen den Tag gern mit einer Verkleidung und Deklamation beim Kaffee, der, wenn das Wetter es erlaubte, im Garten getrunken wurde, denn die sonst übliche Biermilch war natürlich an solch einem Festtag ganz außer Frage. Hierauf kam jedes mit seinen Geschenken und Glückwünschen, die alle gnädig angenommen und belobt wurden, und am Nachmittag fanden sich die Nachbarn von mindestens drei Meilen im Umkreis zum Geburtstagskaffee und Abendbrot ein. Die Ueberraschung wurde auch niemals dadurch verringert, daß die Majorin wenigstens eine Woche lang selbst alles zu oberst und unterst drehte mit Scheuern des Hauses und Putzen des Silberzeugs und des Kupfers, und in den allerletzten Tagen noch mit dem Schlachten des Festlamms und der Hühner, dem Backen von ellenhohen Kranzkuchen, sowie der Vorbereitung des Nachtischs und der Punschbowlen. Natürlich waren die großartigen Veranstaltungen ein öffentliches Geheimnis, und Mamsell Fiken fragte schon vierzehn Tage vorher, ob man blaugesottenen, oder gebratenen Hecht haben werde, und ob es junge Hühner mit Petersilie, oder wilde Enten zum Abend gebe.

Wenn aber dann die gnädige Frau präzis neun Uhr den Tanz abbrach und die Gäste bat, mit einem „einfachen Abendbrot, das man zufälligerweise im Hause habe,“ vorlieb zu nehmen, so verzog niemand den Mund auch nur zu einem ganz leisen Lächeln.

Diesem August hatten die jungen Mädchen indessen nicht mit so großen Erwartungen entgegengesehen als dem vorhergehenden. Beate, die sonst immer die eifrigste war, wenn es galt, Familienfeste vorzubereiten, hatte sich nicht einmal dazu bequemen können, mit Mamsell Fiken über eine kleine Aufführung zu ratschlagen. Nach der Unterredung mit Karin Maria, drunten bei den Zuckererbsen, schien sich indes alles unerwartet aufzuklären, und beim Mittagessen stellte sie auch schon in ihrem Kopfe die Schlußgruppe des Festes zusammen: die liebenden Paare in der Mitte, von Blumenguirlanden umgeben, so wie sie es auf einer alten Zeichnung bei dem Fest auf Drottningholm, wo die Königin Hedwig Elisabeth Charlotte die Heldin ge-

wesen war, gesehen hatte. Sie erwachte wie aus einem Traum, als Bengta atemlos hereinstürzte und meldete, sie habe droben auf dem Hügel von der Küchenstaffel aus Baron Stjernes Wagen mit den Wallachen gesehen.

Beate wurde wie mit Blut übergossen, und ihr Herz fing stürmisch zu klopfen an. Während sie sich alle in großer Eile von ihrer sauren Milch erhoben, blickte sie mit einer beinahe verbrecherischen Mitwisserschaft zu Karin Maria über den Tisch hinüber, die sich zwar tapfer hielt, aber auch tief errötete.

„Heute schon wieder!“ rief der alte Niklas ärgerlich, während er die Serviette wegwarf. „Er läßt sich wahrhaftig bald häuslich in Munkeboda nieder! Er kam, bei Gott, nicht halb so oft damals, als er auf Freiersfüßen ging!“

„Papa,“ begann Karin Maria sehr erregt — Joachim und Beate verwandten inzwischen kein Auge von ihr — „ich glaube . . . ich bin beinahe überzeugt . . . Baron Stjerne hat heute ein besonderes Anliegen bei dir und Mama vorzubringen . . .“

Sie hatte keine Zeit, mehr zu sagen, denn schon trat Nils Olof, sich verneigend, noch ein wenig röter im Gesicht als gewöhnlich, ins Wohnzimmer, und wurde sofort von Mama in den Salon geführt. Karin Maria und Beate machten ihrem Vater lebhafte Zeichen, zu folgen, und etwas verwirrt und verlegen ging er nach.

Karin Maria war ganz bleich geworden; sie stand kerzengerade an ihrem Tischende und faltete mechanisch ihre Serviette zusammen. Als sie aufblickte, stand Vetter Joachim neben ihr.

„Karin Maria? . . .“ sagte er nur und legte seine Hand fragend auf die ihrige.

„Ja, Joachim,“ antwortete Karin Maria und sah dabei schrecklich schuldbewußt aus. Beate aber war so erschüttert, daß sie am liebsten unter den Tisch gekrochen wäre, um nicht bei dem, was bevorstand, anwesend sein zu müssen.

Plötzlich schloß Joachim in seiner überströmenden Freude Karin Maria in seine Arme und hielt sie in die Höhe.

„Liebste Cousine,“ sagte er herzlich und äußerst befriedigt, „das bringt nun alles in Ordnung.“

„Du glaubst am Ende, ich hätte es um deinetwillen gethan?“ murmelte Karin Maria halb lachend, halb beleidigt.

Joachim lachte auch und versicherte sie auf seine Ehre, so eingebildet sei er doch nicht, und darauf schwur er in seinem Entzücken einen feierlichen Eid, Nils Olof sei der prächtigste Mensch von der Welt, obgleich er natürlich solch eine Perle wie Karin Maria gar nicht verdiene, ein Kompliment, das Karin Maria nebst dem darauffolgenden Gratulationskuß mit geziemender Bescheidenheit in Empfang nahm.

Beate hatte entsetzliches Herzklopfen, jeden Augenblick erwartete sie Mama an der Thüre erscheinen zu sehen, um Karin Maria hineinzurufen. Dieser Vorgang kam Beate als das allerschrecklichste vor, das sie je erlebt hatte, wie auch die Aussicht, gleich nachher selbst hineingehen, sich drin im Salon vor dem neuen Schwager verneigen und ihm Glück wünschen zu müssen, der es am Ende gar noch für seine Pflicht halten würde, sie zu umarmen.

„Jetzt!“ flüsterte Beate krampfhaft und hielt den Atem an, als sie von der andern Seite jemand die Hand auf die Thürklinke legen hörte.

Karin Maria richtete sich auf und ging hinein. Einen Augenblick standen Joachim und Beate unbeweglich still, unwillkürlich lauschend, ohne jedoch irgend etwas zu hören.

„Kannst du begreifen, daß sie ihn haben will?“ rief Joachim plötzlich in lautem Flüsterton.

Aber nun fühlte sich Beate im Namen der Schwester beleidigt. Sie hatte seit dem Gespräche am Vormittag, in diesen wenigen Stunden schon gelernt, Stjerne mit ganz andern Augen zu betrachten; und jetzt, da er sozusagen mit zu der Familie gehörte, rühmte sie an dem Erwählten Karin Marias alle guten Eigenschaften, die sie nur erdenken konnte. Aber plötzlich, bei einem Geräusch im Zimmer nebenan, unterbrach sie sich rasch und flüsterte: „Vetter Joachim,“ sie sah ihn flehend an und zog sich schnell ein paar Schritte gegen die Küchenthür zurück, „sag' den andern, im Fall sie nach mir fragen, daß ich . . . daß ich einen Augenblick zu Mamsell Fiken gegangen bin. Ich . . .,“ sie bewegte die Hand mit einer beinahe tragischen Gebärde, „ich kann es nicht länger aushalten!“

Siebzehntes Kapitel.

Am Abend vor dem feierlichen Susannatag kam Agnete, vom Vater selbst abgeholt und von Onkel Fagerhjelm und Fräulein Susen begleitet, nach Hause. Durch einen Brief von Joachim und von Mama und schließlich durch Papa selbst, hatte sie die unerwartete Verlobung Karin Marias erfahren; und am Abend nach ihrer Heimkehr teilte ihr Beate bei der ersten Gelegenheit alle Einzelheiten mit, soweit sie sich, mit Beihilfe ihrer Phantasie, deren erinnerte.

Agnete war so sehr lange von Hause weg gewesen, und es umgab sie zuerst ein solch großstädtischer Nimbus, daß sie den ersten Abend beinahe ebenso höflich behandelt wurde wie Susen. Papa behauptete, sie sei noch gewachsen, und Mama erklärte auf den ersten Blick, sie sei voller geworden und auch breiter über der Brust. Ihre Kleider hatten einen modernen Schnitt, ihre Haartracht war zierlicher, ihr ganzes Wesen hatte an Gewandtheit und Sicherheit gewonnen. Als sie am Abend — sie war erst um acht Uhr in Munkeboda angekommen — im Hausflur den braunen Kamelotmantel ablegte und dann in ihrem hellen, geblümten Kattunkleid ins Wohnzimmer trat, zwar etwas bleich von der Reise, aber die großen braunen Augen voll strahlenden Glanzes von der Freude über die Heimkehr, da erschien sie allen in der milden Sommerabendbeleuchtung schöner und feiner als je. Joachim wenigstens kam es so vor, als er mit gebührender Artigkeit ihre Hand an seine Lippen führte; eine wärmere Begrüßung hätte ihm die Tante unter den gegenwärtigen Verhältnissen nicht erlaubt. Agnete errötete ein wenig und senkte die Augen; als sie sie dann wieder

erhob und seinem warmen und entzückten Blick begegnete, zog ein feines etwas schalkhaftes Lächeln über ihre Lippen, ein Lächeln, das den jungen Skytte ganz verwirrt vor Glück und heiter und froh wie sie selbst machte. Denn erst jetzt erkannte er in dem feinen Fräulein genau seine süße, leidenschaftliche und eigensinnige Cousine Agnete wieder, die wohl eine artige Komödie spielen konnte, es aber mit der Komödie und der Artigkeit nicht so schrecklich ernst nahm.

Er fand indes an diesem Abend gar keine Gelegenheit, allein mit ihr zu sprechen. Erstens nahm ihn die unermüdliche Susen mit liebenswürdiger Koketterie ausschließlich in Anspruch, und zweitens wußten beide, daß Mama, obgleich sie dort drüben saß und aufmerksam den Erzählungen des Kriegsrats lauschte, sie doch scharf beobachtete. Joachim aber war zu glücklich und machte sich gar kein Gewissen daraus, Susen so „schamlos" den Hof zu machen, daß Beate ganz empört war. Nach dem Abendbrot aber, das sich sehr lange hinauszog, ging man beinahe augenblicklich zur Ruhe, denn die Reisenden sollten nach der langen Fahrt ausruhen, und außerdem wußte man, wie anstrengend der morgige Tag sein werde.

Aus Höflichkeit schlief Karin Maria bei Susen im Fremdenzimmer. Auf diese Weise bekam Beate noch am selben Abend Gelegenheit, Agnete in alle Einzelheiten einzuweihen.

Mama begleitete die Mädchen selbst auf ihr Zimmer, um nachzusehen, ob Agnetes Bett in Ordnung sei, und um ihr zugleich zu zeigen, wo sie ihre frischgeplättete Wäsche in der Kommode hingelegt habe. Sie blieb viel länger oben, als sie im Sinn gehabt hatte, ja bis ihre Töchter schon im Bett lagen; und als sie sich endlich zum Gehen anschickte, drehte sie sich an der Thüre noch einmal um, kam zurück, nahm Agnetes Köpfchen zwischen ihre beiden Hände und küßte sie mit weit mehr Wärme, als sie sonst ihren Kindern gegenüber zu zeigen für passend hielt, auf beide Wangen.

„Schlafe gut!" sagte sie nur, räusperte sich ein wenig und verließ mit festen Schritten das Zimmer.

Aber Agnete und Beate richteten sich sofort wieder auf, und den Ellbogen auf das Kissen gestützt und den

Kopf in der Hand, flüsterten sie noch lange, lange miteinander, bis, ja bis die Hähne anfingen zu krähen, und der neue Augusttag schwach im Osten graute.

Die Töchter des Hauses erhoben sich früh am nächsten Morgen; der Frühstückstisch sollte im Garten gedeckt und Mamas Stuhl reich mit Blumen geschmückt werden. Leise schlichen sie in ihren leichten Kreuzbandschuhen ohne Absätze die Treppe hinunter und machten Bengta schnell verstummen, als diese beim Kehren gedankenlos ein Lied vor sich hin sang.

Da standen auch schon Mamsell Fiken, die auf sie wartete, und Vetter Joachim mit einem großen Messer in der Hand, bereit, Birken- und Tannenzweige zu holen.

„Willst du nicht mit mir gehen, Agnete?" fragte er unschuldig und so laut, daß das Zimmermädchen und alle es hören konnten.

Agnete antwortete nicht gleich. Sie betrachtete den hellen, ein wenig nebligen, noch sonnenlosen Sommerhimmel, der einen heißen Tag versprach, und setzte langsam ihren großen Hut mit den Blumen auf.

„Geh nur, Agnete," sagte Karin Maria wohlwollend. „Du kannst vielleicht Vetter Joachim die Zweige tragen helfen." Und dann fügte sie gleichgültig, wie ganz beiläufig hinzu: „Mama fragt vorerst nicht nach dir, du weißt, sie bleibt an ihrem Geburtstag immer länger liegen . . ."

Agnete bekam einen Korb an den Arm, den aber Joachim durchaus tragen wollte. Mamsell Fiken rief jedoch erschreckt, aber mit einem wohlgemeinten Scherz, der Herr Lieutenant dürfe doch keinen Korb bekommen, worüber sie alle herzlich lachten. Darauf spazierten Joachim und Agnete, die vollständig überflüssigerweise ihr kurzes Kattunkleid mit beiden Händen zierlich aufhob, durch den Hof in den Garten — und von der Staffel aus folgten ihnen drei wohlwollende, aber etwas bekümmerte Augenpaare.

„Nun muß Mama doch nachgeben!" rief plötzlich Beate.

„Ja . . ." antwortete Karin Maria etwas unsicher, „aber dann müssen sie immer noch die königliche Erlaubnis bekommen."

Mamsell Fiken erzählte nun zum Trost von einem Vetter und einer Base ihrer Verwandtschaft, die auch unter

Karl XIII. „zum König gegangen seien", und „als ob sie zum Tanze gingen", so glatt sei es verlaufen.

Karin Maria blieb, die Augen mit der Hand überschattend, auf der Treppe stehen und blickte der Schwester nach, bis sie mit Joachim hinter den Birken auf dem Weg nach dem Bache verschwunden war.

Um neun Uhr stand das Frühstück in der Laube auf dem Tisch, nicht in der kleinen mit der Aeolsharfe, die Karin Maria nun mehr als je pflegte, sondern in der großen Laube, in der Nähe der Küche, die so bequem zum Auftragen lag. Mama war wie immer am Susannatag sehr gnädig und schon in vollem Staat, mit einer funkelnagelneuen Haube aus feinstem rosenfarbigem Tüll auf dem Kopf, die Agnete in Kristianstad besorgt hatte. Karin Maria hatte einen Glockenzug aus Perlen gestickt, der sehr bewundert wurde, und Beate hatte einen Kaffeeteppich mit einer Blumenguirlande gewoben, der nach stiller Uebereinkunft als „Ueberraschung" betrachtet wurde, obgleich Mama selbst bei den schwierigen Stellen mitgeholfen hatte. Agnete endlich hatte eine Morgenjacke aus Battist genäht, die feierlich als „ganz wundervoll" erklärt wurde. Als die jüngste Tochter errötend dieses Meisterstück überreichte — es war dasselbe, an dem sie damals genäht hatte, als Tante Netten im Garten des Kriegsrats „Mathilde" vorlas —, betrachtete die gnädige Frau Majorin sie noch einmal mit heimlichem Stolz: sie sah wirklich wie eine Hofdame aus, in dem hellen geblümten Kattunkleid und das Amethystband à la Sévigné auf der Stirn. Und nun denken zu müssen . . .! Hier unterdrückte die steife Majorin einen Seufzer, und ihr Blick glitt unwillkürlich über Joachims leeren Platz — sie war froh darüber, daß dieser jetzt nicht da war und über sie triumphieren konnte. Dann seufzte sie noch einmal, diesmal lauter, beinahe berechnend. Sie hatte ja in ihrem Herzen schon lange nachgegeben; seit jenem Tag, da Karin Maria alles umgedreht und sich so unerwartet mit Stjerne verlobt hatte, sah sie wohl ein, es nütze nun nichts mehr, sich noch länger gegen die Heirat zu sträuben. Sie fühlte wohl, Joachim, der jetzt schon in vielem Herr auf Munkeboda war, würde auch in dieser Sache mit der Zeit seinen Willen durchsetzen; aber es ging ihr sehr nahe . . . ja, es ging ihr

wirklich nahe ... Agnete hätte einen Grafen haben können, wenn sie nur gewollt hätte — mit diesen Augen! Ein Trost war es immerhin, daß sie auf Munkeboda wohnen würden, und also eine ihrer Töchter künftig die Herrin des alten Hofes sein würde.

Joachim war im Augenblick nicht anwesend. Er hatte sich gleich, nachdem er mit Agnete die grünen Zweige geholt hatte — was übrigens nicht so ganz wenig Zeit erforderte — ohne das Frühstück abzuwarten, auf sein Pferd geworfen und war spornstreichs nach dem Pfarrhof geritten, wo man um diese Zeit schon die Post von Stockholm erhalten haben mußte. Onkel Niklas hatte ihm den Schlüssel zur Posttasche anvertraut. Mama sollte doch heute nicht einen Augenblick auf den gewohnten Geburtstagsbrief von Tante Ann-Ulla warten müssen, und es schadete auch nichts, wenn die Zeitung ein wenig früher als gewöhnlich eintraf.

Fräulein Susen hatte sich als Genius in leichte Wolken von weißem Tarlatan gehüllt, mit einem reichen Kranz von Rosen in den Haaren. In dieser Tracht überreichte sie der Tante einen gestickten Schemel. Sie war die Einzige, die ein „Kostüm" hatte, zum großen Trost von Mamsell Fiken und Beate, denn ein solcher Festtag verlangte gebieterisch irgend eine Aufführung, aber dieses Mal hatte sich selbst Beate zu nichts aufgelegt gefühlt.

Ehe man noch bei der zweiten Tasse Kaffee angelangt war, hörte man Pferdegetrappel im Hof. Agnete blickte unwillkürlich zu Karin Maria hinüber, die ihren Blick auffing, worauf beide tief erröteten. Es konnte ja unmöglich Joachim sein, der schon zurückkam. ... Beate wagte nicht aufzusehen, und selbst Mamsell Fiken, die doch schon manches erlebt hatte, kicherte nervös und ganz unbegründet über des Majors sorglichen Ausspruch, daß „dieses Wetter unmöglich anhalten könne, bis man den Roggen unter Dach habe." Beate drückte tröstend und mitfühlend Agnetes Hand unter dem Tisch, als jetzt Nils Olof Stjerne, von dem alten Figge begleitet, in den Garten trat.

Nils Olof war noch etwas röter im Gesicht als gewöhnlich, als er sich vor Agnete verbeugte und versuchte, seine Freude über ihre Rückkehr auszudrücken. Alle waren in Verlegenheit; niemand wagte ihn zu unterbrechen. Agnete

verneigte sich einmal ums andre, und erst als er, durch die unheimliche Stille um sich herum vollständig außer Fassung gebracht, mitten in einem Satze hilflos stockte, blickte sie endlich zu ihm auf und entdeckte nun zum erstenmal, welch ein grundehrlicher, herzensguter Ausdruck in seinem etwas matten Blick lag. Jetzt verstand sie plötzlich, wenn auch noch immer widerstrebend, daß Karin Maria vielleicht doch „etwas in ihm sehen könne".

Endlich erlöste Figge Wallqvist die ganze Gesellschaft aus der Verlegenheit, indem er mit fürstlicher Ritterlichkeit der Majorin die ersten Birkhühner überreichte und dabei sehr umständlich berichtete, wie er und Stjerne sie am Morgen gerade vor dem Garten entdeckt hätten, wo sie sich niedergelassen hätten. „Prächtig sind sie," versicherte er begeistert, „und fett wie Gänse . . . solch eine Brust!" Er drückte dabei wiederholt die Fingerspitzen auf den weichen Brustflaum, ehe er sich dazu verstand, die Vögel Bengta auszuliefern, die ungeduldig wartend daneben stand, um sie in die Küche zu tragen. Jetzt hatte Karin Maria ihre gewohnte Geistesgegenwart wieder gefunden; höflich und mit „passendem empressement" bat sie ihren Bräutigam, neben ihr Platz zu nehmen, schenkte ihm Kaffee ein und schien Susens durchdringende Blicke durchaus nicht zu bemerken.

Wieder erklang Pferdegetrappel im Hof, aber stärker als vorher, und im nächsten Augenblick stürmte Joachim, von dem schnellen Ritt sehr bestaubt, in die Laube herein. Ohne sich Zeit zu nehmen, zuerst Tante Charlotte zu gratulieren oder die Gäste zu begrüßen, warf er gleichgültig den von Stockholm erwarteten Brief auf den Tisch und zog die Zeitung aus der Tasche. Alle hatten sich erwartungsvoll erhoben; sie begriffen sofort, daß er mit großen Neuigkeiten kam.

Der junge Skytte schob rasch die Mütze zurück, und trocknete sich, am Eingang der Laube stehend, die Stirne mit einem Taschentuche, während er alle der Reihe nach jubelnd und triumphierend anblickte und sich offenbar an der Spannung, die er hervorgerufen hatte, einen Augenblick weidete.

„Das Königtum in Frankreich ist gefallen! Karl X. ist verjagt! Es ist eine neue, große Revolution ausgebrochen!" Er schlug mit der Hand auf die Zeitung,

während er sie seinem Onkel hinreichte. „Lies selbst — hier steht es ...“

Mamsell Fiken stieß einen Schrei aus, und alle sprachen durcheinander, während eines über des andern Schulter weg in dem kleinen Zeitungsblatt selbst zu lesen versuchte, das Onkel Niklas, die Brille auf der Nase, nun weit von sich weg hielt. Wer hätte das gedacht! Wer konnte das glauben? Jetzt hatte ja schon so lange Friede geherrscht! Joachim war Feuer und Flamme, als ob er selbst die ganze Julirevolution zu stande gebracht hätte!

„Hier, Onkel Niklas!“ rief er eifrig und deutete auf die Zeitung, „hier steht es! Ach, wenn man daran denkt ...!“ Seine blauen Augen strahlten. „Nun haben sie wieder unter der dreifarbigen Fahne gekämpft, und das Volk hat wieder die Marseillaise gesungen. ... Und wenn Frankreich anfängt, dann erhebt sich ganz Europa! Das ist die Freiheit — die Freiheit, versteht Ihr — sie beginnt ...“

„Ja,“ sagte der alte Niklas langsam und legte still die Zeitung auf den Tisch. „Es ist vielleicht etwas Neues, das jetzt anfängt. ... Und dann,“ fügte er bedächtig hinzu, als niemand etwas sagte, „wenn das eine Weile gedauert hat, wird man sehen, daß es doch auch nur wieder das Alte gewesen ist ...“

„Nein!“ rief Joachim lebhaft aus. „Ich habe in der letzten Zeit sehr viel darüber nachgedacht, und ich glaube ... vielmehr, heute ist es mir ganz klar geworden, trotz Reaktion, trotz Fürsten- und Priesterzwang, selbst trotz der verschlafenen öffentlichen Meinung und der ganzen Erbärmlichkeit in allem und jedem, gehen wir doch ... vorwärts! Die Welt steht nicht still, und das Gleiche kommt nie wieder!“

Er sprach so ernst, so begeistert, seine schönen Augen leuchteten so kühn unter der männlich offenen Stirne, als er jetzt stolz den Kopf zurückwarf und wie herausfordernd alle ansah, keck und trotzig, seiner selbst und der Generation, der er angehörte, unerschütterlich sicher. Selbst der konservative Nils Olof Stjerne, der legitimistische Figge und die weltkluge Tante Charlotte konnten in diesem Augenblick sich eines halb mitleidigen, halb bewundernden Mitgefühls nicht erwehren.

„Vetter Joachim!“ Noch mit Thränen in den Augen,

die teils der Enthusiasmus für die Revolution, teils die Rührung für den „armen, alten König" hervorgerufen hatten, zupfte ihn Beate am Rockschoß: „du hast ja ganz vergessen, Mama zu gratulieren ..."

Verlegen um Verzeihung bittend, verneigte Joachim sich rasch vor der Tante und sprach seine pflichtschuldigen Glückwünsche aus. Tante Charlotte lächelte, und Karin Maria reichte ihm eine, wie sie sagte, wohlverdiente Tasse Kaffee. Als Joachim sich an den Tisch setzte, bat er die andern, die alle schon fertig waren, doch ja nicht auf ihn zu warten. Und die kluge und taktvolle Karin Maria schlug schnell der ganzen Gesellschaft vor, jetzt die Guirlanden zwischen die Lampen im Salon zu binden, damit zu Mittag alles fix und fertig sei; dann könne Mama noch nachsehen, wie es sich ausnehme. Darauf erhoben sich alle und gingen im Sonnenschein plaudernd über den kiesbestreuten Weg zum Saal; nur Onkel Niklas blieb mit seiner Pfeife und der Zeitung in seinem schattigen Winkel zurück, sowie auch Agnete, die es ganz eigenmächtig übernommen hatte, Joachim zu bedienen. Mama sah es wohl, that aber, als ob sie nichts sehe, und rief sie auch nicht zu den andern herbei. In diesem Augenblick gab sie stillschweigend, aber allen verständlich, ihre Einwilligung zu dem Unvermeidlichen.

Agnete stand hinter Joachims Stuhl und sah ihm zu, während er mit großem Appetit frühstückte. Sein schöner, kräftiger Nacken war von der Sonne ganz braun gebrannt, und sein lockiges, dunkles Haar war feucht von dem schnellen Ritt. Er saß, während er aß, sehr behaglich da, das eine Bein lang ausgestreckt und den Ellbogen auf den Tisch gestützt. Agnete blickte scheu zu dem Vater hinüber, der die Zeitung noch immer ausgebreitet vor dem Gesicht hielt; sie merkte, auch er hatte, ohne ein Wort darüber zu sagen, nachgegeben und auf diese Weise ihr Verhältnis zu dem Vetter anerkannt. Sie neigte sich vor und legte blitzschnell einen Augenblick ihre Wange auf seinen Scheitel.

Unter gewöhnlichen Verhältnissen hätte sie ihm niemals im Beisein andrer eine solche Liebkosung zu teil werden lassen, aber jetzt, zum erstenmal in ihrem Leben, kam es ihr vor, als ob Joachim, in seine eignen Gedanken versunken, sie ganz und gar *vergessen* habe; es war eine

eifersüchtige Regung, die sie trieb, ihn an ihre Nähe zu erinnern.

Joachim neigte den Kopf zurück und lächelte ihr treu und innig zu, während er ihr gerade in die Augen blickte. Dann drehte er sich auf seinem Stuhl herum, und mit unerhörter Dreistigkeit und ohne sich im geringsten vor Onkel Niklas zu genieren, schlang er seine Arme um sie.

„Wenn du hier bei mir bist, Agnete," flüsterte er, „und für mich sorgst und ... und ... ja, dann ist mir gerade, als ob wir schon daheim wären, ich meine, in unserm eignen Heim, verstehst du ..."

Agnete stand nun gerade vor ihm; sie lehnte sich mit beiden Händen nach rückwärts an den Tisch, die Füße etwas vorgestellt, indem sie ihn, ernster als er es je früher gesehen hatte, unverwandt anblickte.

„Du," sagte sie leise und ein wenig zögernd, „glaubst du, daß du es hier für immer aushalten kannst?"

„Was willst du damit sagen?" fragte er verwundert.

„Ach!" sagte sie und schlug die Augen nieder; sie wußte nicht recht, wie sie sich ausdrücken sollte. „So oft du etwas von draußen hörst ... wie jetzt das von Paris ... dann ist es gerade, als ob es dich mit Gewalt zöge," kam es heftiger, gleichsam vorwurfsvoll von ihren Lippen.

Er lächelte, ohne aufzublicken, ergriff ihre Hand, legte die schlanken Finger übereinander und betrachtete eine Weile die vielen feinen Linien auf der Innenseite der Hand, dann führte er sie langsam an seine Lippen und küßte sie.

„Du ziehst mich noch mehr," murmelte er zärtlich und mit großer Innigkeit. „Und," fuhr er in einem leichteren Tone fort, halb verlegen über seine feierliche Art, mit der er seine tiefsten Gedanken ausdrückte, „ich überlege mir ja gerade, daß es vielleicht mutiger und besser wäre, meine Kräfte dem eignen Vaterland zu widmen, anstatt mein Blut für fremde Länder zu verspritzen — ja, im Göinger Bezirk Steine zu brechen," fügte er lächelnd hinzu, „anstatt in Paris Barrikaden zu bauen."

Agnete legte beide Hände auf seine Schultern und sah ihn zärtlich an. In diesem Augenblick vergaß sie ihren Vater vollständig, der noch immer unbeweglich mit der Zeitung vor dem Gesicht in seiner Ecke saß.

„Man fängt damit an, die Erde von den Steinen zu befreien,“ fuhr er in demselben Tone fort, „und es könnte ja sein, daß man dadurch sein Scherflein dazu beitrüge, auch das Volk allmählich zu befreien ... von der Armut und der Unwissenheit wenigstens ...“ seine Stimme wurde mit jedem Wort gedämpfter.

Agnete beugte sich rasch nieder und küßte ihn heftig — wieder wie ein wenig eifersüchtig auf den Ausdruck in seinem Gesicht.

Er blickte auf und zog sie an sich. „Und du sollst mir dazu helfen,“ flüsterte er.

„Ich werde dich lieb haben,“ antwortete Agnete einfach, „ja, sehr lieb haben. Ich fange an zu glauben, daß dies das Einzige ist, auf was ich mich verstehe,“ fügte sie ruhiger, nicht mehr so leidenschaftlich hinzu.

Der alte Niklas Skytte hustete rücksichtsvoll hinter seiner Zeitung, aber sie hörten ihn nicht. Joachim hielt Agnete lächelnd mit ausgestreckten Armen vor sich hin und betrachtete sie — der Sonnenschein drang zwischen den großen Blättern der Lindenlaube hindurch und spielte mit goldenen Lichtern auf ihrem hellblonden Haar, ihrem Gesicht und ihren weichen Schultern, von denen das Spitzentuch herabgeglitten war. Da verschwanden alle seine hochstrebenden, idealen Zukunftsträume, seine schwärmerischen, kühnen Hoffnungen in einer Sekunde vor ihrer warmen, jungen Schönheit, der lebendigen Gegenwart selbst.

„Und ich, Agnete, ich gelobe dir, daß ich glücklich sein werde. ... Ich fange an zu glauben, darauf verstehe ich mich ...!“

Epilog.

Auf Munkeboda, das jetzt verfallen und von andern Herrenhöfen in den Schatten gestellt ist, auch nicht mehr so einsam liegt, seit das Land geteilt und verkauft wurde, saß noch vor wenigen Jahren der alte Joachim Skytte in seinem zerschlissenen Lehnstuhl an demselben Fenster des Gartensaals, wo seine Schwiegermutter an jenem Frühlingstag gesessen hatte, als er im Jahre 1830 in den Göinger Bezirk kam, um sein Leben lang dort zu bleiben.

Da saß er, das „Aftonblad" vor sich ausgebreitet und einige seiner alten Bücher aus der Jugendzeit neben sich: Es waren die „rotesten" und „himmelblausten" Dichter jenes Zeitalters der Romantik: eine Gedichtsammlung von Viktor Hugo und ein Teil der Weltgeschichte von Geijer, jene Bücher, die ihn sein ganzes Leben lang begleitet und ihn zu dem Manne gemacht hatten, der er geworden war. Er las mit großer Aufmerksamkeit; nur ab und zu beugte er sich vor, und seine Augen — jetzt so ruhig unter den dichten Brauen — blickten hinaus über das Land, das er geerbt und so lange bearbeitet und von den Steinen befreit hatte, bis die Felder um sein Haus herum eben geworden waren und reiche Frucht trugen — für andre. Denn Munkeboda, das die Kriege und Feindseligkeiten des siebzehnten Jahrhunderts durchgemacht und die Bedrängnisse und Einquartierungen dieser Zeit ertragen hatte, dieses Munkeboda, das nach dem Stenbockschen Feldzug keinen Silberbecher und keinen ledigen Thaler mehr besessen hatte, und doch unter dem „Haubenregiment" wieder feste Mauern im Hause und Vieh und Korn in die Scheunen, ja, auch wieder Silber auf den Tisch bekommen hatte — dieses

Munkeboda konnte die romantische Begeisterung Joachim Skyttes für die „Freiheit“ und die Ausführung seiner kühnen, ihm angeborenen und nach und nach festgewachsenen demokratischen Theorieen nicht aushalten. Früher hatte es Zeiten gegeben, wo die Felder jahrelang brach dalagen und die Wälder schonungslos ausgehauen wurden, aber die Eichen und Tannen wuchsen aufs neue, die Felder trugen wieder Roggen und Hafer und das Gut wurde niemals verkleinert. Der letzte Besitzer von Munkeboda hatte jedoch seine Felder von den tausendjährigen Steinblöcken befreit, sein „gebundenes“ Land zerteilt und den Bauern und Häuslern zu billigem Preis in kleinen Stücken verkauft.

Er hatte sie, ohne sie zu strafen — denn „ein Skytte kümmerte sich nie um Kleinigkeiten“ — sein Rotwild wegschießen und ganze Wagenladungen Brennholz aus seinen Wäldern heimführen lassen, ja, er hatte es ruhig lächelnd mit angesehen, wie ihr Vieh an den Rüben seiner eigenen Felder schmarotzte. Auch hatte er Schulen für seine Leute gebaut und sich in den neuen Leihkassen, die er selbst einrichten half, für die Beträge der Bauern mit seinem Namen verbürgt. Allein und auf eigene Kosten hatte er das Land entwässert und die Moore trocken gelegt, um den gemeinsamen Feind zu bekämpfen: den Abendnebel und die Nachtfröste. Und in all diesen Jahren hatte er natürlich, da dieses nun einmal mit seinem Begriff von schwedischer Gastfreundschaft zusammenhing, für alle, die ihn besuchten, offenes Haus gehalten.

Das malzreiche Bier gärte unaufhörlich in dem Brauhaus, und Branntwein, Kaffee und Punsch wurde jedem geboten, der etwas auf dem Hofe zu thun hatte. Aber die Philister sammelten sich im Hause Simsons, und mit Hilfe der ewig jungen Delila — der verführerischen, vielversprechenden Göttin in der roten phrygischen Mütze, die die heiße Liebe seiner Jugend gewesen war, der zu dienen er zu seinem Lebenszweck und zu dem Ziel seines Ehrgeizes gemacht hatte — schnitten sie ihm seine schönen Locken ab und banden an Händen und Füßen den kecken, vertrauensvollen Schwärmer.

So kam es, daß das Geschlecht der Skytte Munkeboda

verlor, und daß der alte Joachim, der ein ganzes Menschenalter lang seinen feurigen Stolz, seine ganze Kraft — und wohl auch seine Eitelkeit — darein gesetzt hatte, da oben in dem mageren Waldrevier von West-Göinge ein Pionier der Freiheit und der Bildung zu sein, jetzt in seinen alten Tagen die leeren Hände gedankenvoll über Viktor Hugos Gedichte und Hiertas „Aftonblad" zusammenlegte und, das weiße Haupt an die Scheiben gelehnt, mit seinen ruhigen, blauen Augen in die Landschaft hinausblickte, diese Landschaft, die nicht mehr sein Eigentum war und die jetzt auch von der Eisenbahn durchschnitten wurde. Vieles zog da durch seine Seele, ja, sein ganzes Leben zog an ihm vorüber. Er dachte an seine erste Kindheit, über die der Kanonendonner der Schlachten des großen, siegreichen Kaisers hingerollt war, bis er im Alter von zehn Jahren, nach der Schlacht bei Waterloo, weinend verstehen lernte, daß von jetzt an ein einfacher Soldat weder Feldmarschall noch König zu werden hoffen durfte. Er dachte an seine Jugendzeit, die harten Kadettenjahre, die kurze fröhliche Offizierszeit mit Spiel und Trinkgelagen und Liebesabenteuern. Und dann, mit fünfundzwanzig Jahren, kam er wieder auf das alte Stammgut der Familie; es folgte seine Liebe zu Agnete, mit der auch die Liebe zur Heimat, zum Erbgut, zu seinem und ihrem Volk erwachte, diesem hitzigen, trotzigen, zähen Grenzvolk, mit dem er sich immer aufs engste verbunden fühlte. Aber dann bekam die von den Vätern ererbte schwärmerische Freiheitsliebe immer mehr die Oberhand über die doch nur oberflächliche Militärdisziplin und verband sich mit dem ebenfalls ererbten Lehnsherrnstolz, bis sie endlich in einer hellen Lohe emporflammte, die stark und hell genug war, um sein ganzes ferneres Leben zu erleuchten. Das war besonders in jenen schönen Sommertagen des Jahres 1830 der Fall, in denen die ganze Jugend Europas selbstbewußt und siegestrunken in hellen Jubel über die Revolution in Paris ausbrach.

An all das dachte Joachim Skytte, während er im Lehnstuhl saß, alt und vergessen im Dorfe, der „alte, verrückte Joachim Skytte" genannt, der Wälder gepflanzt, Moore ausgetrocknet, Steine ausgebrochen und Heidehügel ausgerodet hatte, bis er zuletzt nichts mehr sein Eigen nannte,

als die verfallenen Mauern des Hofes und den Stuhl, auf dem er saß, während andre die Frucht seiner Felder einheimsten, andre die Angelegenheiten des West-Göinger Bezirks in der Volksvertretung behandelten, dem Lande Gesetze gaben und die Befehle des Königs ausführten. An dies letzte dachte er aber nur selten, denn er war der Welt gegenüber teilnahmlos und gleichgültig geworden, nur an Agnetes Tod und an die Abwesenheit der Kinder dachte er sehr oft.

Einst hatte er gedacht, das Leben gleiche einem hohen Berg, dessen Gipfel unter Anstrengungen zu ersteigen sei, und er hatte sich vorgenommen, ihn auch wirklich zu erreichen, ja, er wollte das Leben leben, so wie es die Größten und Stärksten gelebt hatten. Während vieler Jahre seines Lebens war er beständig höher und höher gekommen — so erschien es ihm wenigstens — und oft hatte er sich schon zu dem letzten entscheidenden Schritt vorbereitet, um den letzten großen Sieg zu gewinnen und den Gipfel zu erreichen.

Aber eines Tages mußte er einsehen, daß der hohe Berg, der erstiegen werden sollte, sich zerkrümelt hatte und zu vielen kleinen Maulwurfshügeln zusammengeschrumpft war, daß das große Leben, das seit seiner Kindheit wie das von der Morgensonne beleuchtete gelobte Land als Ziel vor ihm gelegen hatte, mit all seinen hochfliegenden Plänen, Vorsätzen und Hoffnungen nur aus einer Reihe von einzelnen Tagen, einem heute, morgen, übermorgen bestand, die man einzeln überwinden mußte. Das war ihm klar geworden, plötzlich und auf einmal, vor zehn Jahren, als er seine Agnete verlor. Damals war der Schmerz in sein Leben eingedrungen, und die Sorge hatte sich in seiner Wohnung niedergelassen. Er hatte sie geliebt, und er hatte, solange sie lebte, treulich seinen Schwur gehalten: er hatte „es verstanden, glücklich zu sein“. Und sie hatte auch ihr Versprechen gehalten. Sie hatten einander geliebt in Einigkeit und Uneinigkeit, in Glück und Unglück, in guten und in bösen Tagen; sie hatten froh und frei auf dem Boden gelebt, der seit Jahrhunderten ihre Väter ernährt hatte, in dem Haus, in dessen Mauern sie beide geboren waren. Als die Kinder kamen, hatten sie treulich Sorge und Glück,

Hoffnungen und Enttäuschungen, Freuden und Schmerzen miteinander geteilt. Denn auch Schmerzen hatte es in ihrem Leben gegeben, aber nie wirklichen Kummer; die Trugbilder waren zerronnen, aber nicht die eine große Hoffnung, auf der jedes Leben ruht. Die Zeiten waren oft recht hart gewesen, zum Beispiel unter der Not der fünfziger Jahre, aber immer hatten sie gefühlt, daß sie die Lasten nicht allein zu tragen hatten, und daß sie trotz allem in dem warmen Sonnenschein einer wahren, innigen Liebe atmeten.

Dann starb Agnete, und er blieb allein zurück. Die Jahre vergingen, und der heftigste Schmerz milderte sich, aber die Lebenshoffnung war doch gebrochen; seinem Dasein fehlte der Mittelpunkt, jener Hintergrund von Interesse und Erwartung, von der beständigen Sorgfalt für das andre, der Zukunftspläne und Zukunftssorgen, die notwendig sind, um auf dieser Erde Glück und Befriedigung zu finden. Die Kinder waren nun auch erwachsen und allmählich immer weiter von dem Vater weggekommen. Sie zogen sich in sich selbst zurück, lebten eigenen Plänen und eigenen Träumen; der Vater war eine Nebenperson für sie geworden. Das war natürlich, Joachim verstand es jetzt so gut, jetzt, da er alt war und nicht mehr an die Zukunft und seine eigene Kraft glauben konnte; es wurde ihnen schwer, ihm zu vergeben, daß er auf eigenmächtige und unkluge, wenn auch uneigennützige Weise ihr eigenes Erbe, das Vermögen des Geschlechts, vergeudet hatte. Sie warfen es ihm nicht vor, aber es entging ihm nicht, was sie dachten. Sie gehörten einer andern, kühler denkenden Zeit an, und die Ideale seiner Zeit waren für sie nur leere Träume — die Kugel war rückwärts gerollt.

Einmal war sein Interesse für die Tagesereignisse und Zeitfragen gleichsam noch einmal aufgewacht. Das war in den ersten Septembertagen 1870, als das zweite französische Kaiserreich gefallen und die Republik in Paris ausgerufen worden war. An jenem Tag — Skytte war allein wie immer — kam seine Schwägerin Karin Maria, die alte Freifrau Stjerne von Marieholm, nach Munkeboda herüber, und sie hatte das Telegramm vom vierten September bei sich. Sie fuhr in ihrem altmodischen Einspänner

allein über den Hügel, denn wenn sie auch volle vierundsechzig Jahre alt war, konnte sie doch noch immer die Zügel kräftig führen.

Joachim Skytte erhob sich von seinem Platz am Fenster und beschattete die Augen mit der Hand; die Septembersonne schien so hell, und es war jetzt so selten, daß jemand nach Munkeboda gefahren kam. Dann nahm er seinen Stock, setzte die Mütze auf und stand, sich verneigend, oben an der Hausthür, als der Knecht der Freifrau aus dem Wagen half.

Sie gingen in den Saal, und die Haushälterin trug mit höflichem Knixen den Kaffee auf. Die alte Silberkanne wurde aus dem Eckschrank genommen — das weiße Tischtuch, das Jungfer Brita auf dem Klapptisch vor dem Sofa ausbreitete, leuchtete hell in der glänzenden Septembersonne. Karin Maria folgte allen ihren Bewegungen mit scharfen Augen.

Sie sprachen von der Wärme und von dem Herbst und wie gut man den Hafer auf Marieholm unter Dach gebracht habe, gerade noch vor dem großen Gewitter, dann von den Gichtschmerzen der Freifrau, und dann fragte sie, ob Joachim kürzlich Nachricht von Karl Niklas und von seiner Tochter Agnete bekommen habe. Und endlich sagte dann Karin Maria, ganz ruhig und nur wie beiläufig, indem sie das Telegramm aus der Tasche zog: „Denk' dir, mein Sohn Olof hat mir von Rouen telegraphiert, da drunten sei jetzt die Republik erklärt.“

Der alte Skytte saß ganz still da, und die Flasche, die er in der Hand hielt, um daraus in seinen Kaffee Rum zuzugießen, stellte er ungeöffnet wieder hin.

„Die Republik,“ sagte er endlich langsam, und seine Stimme klang klarer als sonst, als er dieses Wort wiederholte, von dem er einst so viel geträumt und geredet hatte, „die Republik . . .?“

„Ja,“ sagte Karin Maria. „Die Leute werden ja niemals klüger.“ Und einen Augenblick nachher fügte sie hinzu: „Erinnerst du dich noch an jenen Tag vor vierzig Jahren?“

Ob er sich daran erinnerte! Er erinnerte sich an alles: den alten Niklas Skytte, der niemals seine Jugendbegeiste-

rung für die große Revolution und das große Kaiserreich ganz überwunden hatte und unter den beobachtenden Augen Tante Charlottens immer wehmütig und ungläubig dreinschaute; dann die kluge Tante Charlotte selbst, die trotz all ihrer Klugheit es im tiefsten Innern doch mit denen hielt, die sich aufzulehnen wagten. Und Karin Maria, jung und begeistert, aber doch zugleich vernünftig, und Beate, die über den „kleinen Herzog von Bordeaux" und den „armen, alten König" weinte, ... und endlich an sich selbst, Joachim Skytte, drin in der Lindenlaube, den Arm um Agnete gelegt, jubelnd und strahlend, als ob er den großen Sieg des Lebens gewonnen hätte, was er ja eigentlich auch hatte, indem er Agnete gewann; — den jungen Skytte von damals ...

Und plötzlich fühlte er, daß er eigentlich sein ganzes Leben lang derselbe „junge Skytte" geblieben war, sich selbst und seiner Jugend getreu. Er fühlte, daß er, obgleich jetzt einsam, arm und ergraut, von den meisten als ein geschlagener Mann angesehen, sich doch seines Werkes und seines Lebens nicht zu schämen brauchte; nicht einmal, wenn er sich jenen Tag ins Gedächtnis zurückrief, an dem er mit so großem Vertrauen in die Zukunft und auf das Glück Agnetes Versprechen entgegengenommen und seinen ersten großen Lebensplan entworfen hatte.

Er erhob sich, und die Schwägerin wunderte sich darüber, wie wenig die vielen schweren Jahre ihn zu beugen vermocht hatten. Er blickte sie an, und einen Augenblick kam Glanz und Leben in seine sonst so müden Augen; die Hand auf der Tischplatte zitterte.

„Karin Maria," sagte er und blickte sie unverwandt über den Tisch hinüber an. Sie hatte sich auch halb erschreckt erhoben. „Karin Maria, wenn du ... wenn du ..." mit den Jahren wurde es ihm schwer, sich auszudrücken, „wenn du mir das sagst, dann merke ich, daß ich — noch immer glaube."

Karin Maria blickte ihn bewegt an; da war das alte, wohlbekannte Zimmer, dessen Möbel jetzt zerschlissen, von den Motten zerfressen und wurmstichig waren; da war die Aussicht durchs Fenster auf die naheliegenden, nun Fremden gehörigen Felder ... Aber auf dem Tisch stand

noch immer die alte Kanne aus feinem, getriebenem Silber, mit dem Brustbild Karls XII. auf dem Deckel; und sie war noch blank und glänzend. Karin Marias Augen hefteten sich auf die Kanne, ihre Gedanken waren so unzusammenhängend, so sonderbar: es war, als ob neue Gedanken und alte Erinnerungen von jedem Gegenstand in dem Zimmer auf sie eindrängen, zuletzt sah sie nur noch den großen, glänzenden Deckel, in dem die klare Herbstsonne sich spiegelte. Und es ging ihr ein Wort durch den Sinn, etwa so lautend: „Wenn man nur seinen Schild rein erhält, dann ...“

Sie sagte nichts, sie war so eigentümlich bewegt und verwirrt. Aber über den Tisch hinüber ergriff sie des Schwagers Hand, und indem ihre Blicke, mit einem Ausdruck wie vor vierzig Jahren, den seinen begegneten, sagte sie leise: „Ja, lieber Joachim, damals ...“

Ende.

Neunter Jahrgang.

Band

1. 2. Ohnet, Im Schuldbuch des Hasses.
3. Savage, Meine offizielle Frau.
4. Zehren, Sein Genius.
5. 6. Croker, Ein Zugvogel.
7. Filon, Violette Merian.
8. Lay, Fräulein Kapitän.
9. 10. Gordon, Ein puritanischer Heide.
11. Coppée, Das Stück Brot und andere Geschichten.
12. Bret Harte, In der Prairie verlassen.
13. 14. de Berkeley, Zwischen Lipp' und Kelchesrand.
15. Conway, Mein erster Klient und andere Geschichten.
16. de Tinseau, Auf steinigen Pfaden.
17-19. Malot, Heimatlos.
20. v. Heigel, Baronin Müller.
21. Mairet, In guter Hut.
22. Eckstein, Das Kind.
23. 24. Warden, Das Haus am Moor.
25. Serao, Giovannino oder den Tod! — Dreißig Prozent.
26. Toudouze, Des Seemanns Tagebuch.

Zehnter Jahrgang.

Band

1. 2. Cherbuliez, Das Geheimnis des Hauslehrers.
3. v. Wildenbruch, Das wandernde Licht.
4. St. Aubyn, Einer alten Jungfer Liebestraum.
5. Schubin, Schatten.
6. 7. Croker, Unerwartet.
8. Franzos, Ein Opfer.
9. 10. Nielsen, Die Möwe.
11. Simmy, Geopfert.
12. Dick-May, Unheimliche Geschichten.
13. 14. v. Bülow, Margarete und Ludwig.
15. Mrs. Oliphant, Die Herzogstochter.
16. Daudet, Briefe aus meiner Mühle.
17. 18. Sims, Erinnerungen einer Schwiegermutter.
19. v. Roberts, Lou.
20. Lie, Hof Gilje.
21. 22. de Marchi, Don Cirillos Hut.
23. Schultz, Jean von Kerdren.
24. Villinger, Unter Bauern.
25. 26. Savage, Prinz Schamyls Brautwerbung.

Elfter Jahrgang.

Band

1. 2 Ohnet, Das Recht des Kindes.
3. v. Gersdorff, Ein schlechter Mensch.
4. Peard, Mademoiselle.
5. 6. Bourget, Kosmopolis.
7. Stockton, Eine schnurrige Geschichte.
8. Coppée, Die wahren Reichen.
9. 10. Bock, Simson und Delila.
11. Jókai, Die gelbe Rose.
12. Gréville, Verloren.
13. 14. Croker, Zwei Herren.
15. de Amicis, Eine Schultragödie.
16. Harraden, Schiffe, die nachts sich begegnen.
17. 18. Spielhagen, Susi.
19. Tim.
20. Munch, Frauen.
21. 22. de Berkeley, Die alte Geschichte.
23. v. Heigel, Der Sänger.
24. Sims, Möblierte Wohnungen.
25. 26. Clifford, Tante Anna.

Zwölfter Jahrgang.

Band

1. 2. v. Wolzogen, Die Erbschleicherinnen.
3. Ottolengui, D. Kameenknopf.
4. Claretie, Die Cigarette und andere Geschichten.
5. 6. Benson, Dodo.
7. Zehren, Die Brüder.
8. Howells, Pflichtgefühl.
9. 10. v. Roberts, Revanche!
11. Serrao, Pinsel und Meißel.
12. v. Gersdorff, Schwere Frage.
13. 14. Rameau, Das Magdalenenhaar.
15. Moore, Der Verkauf einer Seele.
16. Savage, Wandelbilder.
17. 18. Spielhagen, Selbstgerecht.
19. Jerome, Roman-Studien.
20. Busse, Jugendstürme.
21. 22. Croker, Eine Familienähnlichkeit.
23. van Horst, Verbotene Frucht.
24. Moeller, Gold und Ehre.
25. 26. Jota, Eine gelbe Aster.

Dreizehnter Jahrgang.

Band
1. 2. Voß, Villa Falconieri.
3. Ohnet, Die Tochter des Abgeordneten.
4. Hopfen, Die Siegerin.
5. 6. Croker, Eine dritte Person.
7. Gyp, Flederwischs Heirat.
8. Bigot, Eine internationale Ehe.
9. 10. Gerbrandt, Sich selber treu.
11. Loti, Islandfischer.
12. Böhlau, Ratsmädel- und Altwaimarische Geschichten.

Band
13. 14. Rod, Die weißen Felsen.
15. von Heigel, Der Herr Stationschef.
16. de Berkeley, Ein Reiseabenteuer.
17. 18. Savage, Die Hexe von Harlem.
19. Verga, Königstigerin.
20. Boyesen, Selbstbestimmung.
21. 22. Mengs, Frost im Frühling.
23. Niemann, Smaragda.
24. Croker, Lady Hildegard.
25. 26. Luska, Zu jung gefreit.

Vierzehnter Jahrgang.

Der Kraft-Mayr. Von Ernst von Wolzogen. 2 Bände.
Dieser „humoristische Musikantenroman" ist geradezu hinreißend. Wolzogen zeigt sich darin als ein Meister treffender Charakteristik, und wenn auch in den launigen Blättern der Schalk die Pritsche schwingt, so erhalten wir doch ein ernstgemeintes Kulturbild von hohem Wert.

Altweimarische Liebes- und Ehegeschichten. Von Helene Böhlau.
Das liebenswürdige Talent der Verfasserin der berühmten Ratsmädelgeschichten kommt nie besser zur Geltung, als wenn sie ihre Stoffe dem alten Weimar entnimmt, das so recht ihre eigenste Domäne bildet.

Das Bäschen vom Lande. Von Helen Mathers. Aus dem Englischen.
Eine prächtig erzählte, gemütvolle Geschichte, an der jedermann seine Freude haben muß.

Der Pfarrer von Favières. Von Georges Ohnet. Aus dem Französischen. 2 Bände.
Mit einer bewegten und im höchsten Grade spannenden Handlung verbindet sich im „Pfarrer von Favières" meisterhafte Charakterschilderung zu einem abgerundeten Kunstwerk von starker Wirkung.

Die Heimkehr. Von Ossip Schubin. 2 Bände.
Nur einer echten Dichternatur kann eine so rührende Frauengestalt wie die Heldin dieses prächtigen Romans gelingen. Ossip Schubin hat unseres Erachtens nie etwas Besseres geschrieben.

Vergessene Pflicht. Von Léon de Tinseau. Aus dem Französischen.
Mit stets regem Interesse folgt der Leser den verschlungenen Pfaden dieses Romans, der, teils in Frankreich, teils im amerikanischen Westen spielend, eine Fülle von interessanten Bildern darbietet.

Gauner-Ehre. Von C. J. Cutcliffe Hyne. Aus dem Englischen.
Eine höchst originelle, von Leben sprühende Abenteuergeschichte, die sich durch feine Beobachtung und flotte, künstlerische Darstellung weit übers Gewöhnliche erhebt.

Liebe und Gymnastik. Von Edmondo de Amicis. Aus dem Italienischen.
Was sich am schwierigsten von Volk zu Volk vermittelt, ist der Humor. Amicis besitzt ihn so ganz im germanischen Sinne, daß er uns fast näher steht als seinen Volksgenossen.

Ein Millionär. Von B. M. Croker. Aus dem Englischen. 2 Bände.
Mrs. Crokers anglo-indische Romane erfreuen sich einer wohlverdienten wachsenden Beliebtheit, die sie nicht zum wenigsten dem satirischen Humor verdanken, womit die Verfasserin die kleinen Schwächen der Menschen zu geißeln weiß.

Im Joch der Liebe. Von Brada. Aus dem Französischen.
Ein vorzüglicher Roman. Die Dame, die sich unter dem Namen Brada verbirgt, erzählt darin die rührende Geschichte einer weichherzigen kränklichen Frau mit einem schwachen und selbstsüchtigen Lebemann.

Verspielte Leute. V. Helene Böhlau.
Helene Böhlaus ausgeprägte künstlerische Individualität offenbart sich in den zwei reizenden Geschichten, die in diesem Bande vereinigt sind, aufs glücklichste. Man liest nicht mehr, man erlebt, was sie uns aus ihrem Altweimar zu erzählen weiß.

Die goldene Hand. Von F. W. Robinson. Aus dem Englischen.
Eine überaus dramatisch erzählte Kriminalgeschichte, deren Entwicklung man mit atemloser Spannung folgt.

Die schöne Helena. Von Alexander Baron von Roberts. 2 Bände.
In diesem Soldatenroman hat der frühverstorbene Dichter die Höhe seines Könnens erreicht. Die Sprache ist derb und sinnlich frisch; in der Charakteristik und Wirklichkeitsschilderung zeigt sich die Reife der Meisterschaft.

Der Bischof in Not. Von D. Chr. Murray. Aus dem Englischen.

Wir haben lange keine so frische und lustige Geschichte gelesen. (Standard.)

Das Geständnis. Von Henry Gréville. Aus dem Französischen.

In höchst dramatischer, spannender Weise wird hier eine Familientragödie geschildert, deren Opfer unsere Teilnahme in hohem Maß erregen.

Korruption. Von Percy White. Aus dem Englischen. Zwei Bände.

Ein zeitgenössisches Sittenbild, wie es wahrer, schärfer und ergreifender selten gezeichnet worden ist.

Künstlerblut. Von Jacques Vincent. Aus dem Französischen.

Die so oft im Leben vorkommende Vereinigung von Talent mit Charakterschwäche hat Vincent seinem geistvollen und durch ergreifende Schicksalsführung fesselnden Roman zu Grunde gelegt.

Eine persönliche Ansicht. Von Leonard Merrick. Aus dem Englischen.

Mit zarter Hand sucht der Verfasser in diesem geistvollen, den Leser zum Mitdenken anregenden Roman ein höchst eigenartiges Problem zu lösen und gelangt dabei zu einem überraschenden, mit der allgemeinen Anschauung in grellem Widerspruche stehenden Ergebnis.

Die Nihilistin. V. Graf R. Orloffsky-Golowin. Aus dem Russischen. 2 Bde.

Wer spielend einen tiefen Einblick in die Verhältnisse der russischen Gesellschaft mit ihren geheimen Unterströmungen gewinnen will, dem sei dieses von einem gewiegten Kenner entworfene Kulturbild empfohlen, in dessen Mittelpunkt eine rührende, sympathische Frauengestalt steht.

Fünfzehnter Jahrgang.

Der Väter zweie. Von Hans Hopfen. 2 Bände.

Der so allgemein beliebte Autor bewährt sich in diesem neuen Roman wieder als ein Erzähler ersten Ranges. Mit regster Teilnahme folgt der Leser dem spannenden Faden der reichbewegten Handlung dieser so recht aus dem modernen Großstadtleben geschöpften Geschichte, in deren Personen uns Menschen voll individuellen Lebens entgegentreten.

Um eines Haares Breite. Von Headon Hill.

Eine englische Zeitung schreibt über diesen spannenden Roman: „Wem seine Nachtruhe lieb ist, der fange dieses Buch nicht vor Schlafengehen zu lesen an, denn er wird es schwer finden, es wieder wegzulegen, bevor er zum Schlusse gelangt ist."

Willibald Menz. Lavafluten. Von Ernst Eckstein.

In einem packenden Beispiel aus dem Leben behandelt der allbeliebte Erzähler in der ersten der beiden Novellen das vielerörterte Problem des Zweikampfes, während er uns in der zweiten einen nicht minder fesselnden tragischen Konflikt aus dem italienischen Volksleben schildert.

Nimrod & Cie. Von Georges Ohnet. Aus dem Französischen. 2 Bände.

In wirksamem Kontrast stellt Ohnet in diesem vorzüglichen Pariser Kultur- und Sittenbild der vierschrötigen Gestalt des Bankiers Nunno, den wir schon in mehreren seiner Romane als köstliche Nebenfigur kennen gelernt haben, das zarte Bild der lieblichen Tochter des Emporkömmlings gegenüber.

Der alte Herrenhof. Von Mathilde Malling. Aus dem Schwedischen.

Mit der ganzen Kunst ihrer Feder erzählt uns die berühmte schwedische Schriftstellerin hier eine anziehende Familiengeschichte, die so ganz aus dem Leben gegriffen ist und so ganz den Stempel der Wahrheit trägt, daß es einem beim Lesen warm ums Herz wird, weil man mit den auftretenden Personen liebt und leidet, hofft und fürchtet, ihnen wie lieben Verwandten nahetritt und am Schlusse nur ungern von ihnen Abschied nimmt.

Die nachstehenden Romane sind auch in einer zu **Geschenken ganz besonders geeigneten**

Salon-Ausgabe

auf **feines, extra starkes Papier** gedruckt u. in **eleg Liebhaber-Einband** zum Preise von **M. 2.— für den einfachen und M. 3.— für den doppelten Band** erschienen

Einfache Bände:

Böhlau, Ratsmädel- und Altweimarische Geschichten.
Burnett, Der kleine Lord.
Feuillet, Das Tagebuch einer Frau.
Gyp, Flederwischs Heirat.
Paul Lindau, Helene Jung.
Voß, Kinder des Südens.
Was der heilige Joseph vermag.
v. Wolzogen, Die Kinder d. Excellenz.
v. Gersdorff, Ein schlechter Mensch.
Savage, Meine offizielle Frau.

Doppel-Bände:

Conway, Eine Familiengeschichte.
Croker, Die hübsche Miß Neville.
Hopfen, Der Väter zweie.
— Robert Leichtfuß.
Ohnet, Der Hüttenbesitzer.
v. Wolzogen, Der Thronfolger.
— Die tolle Komteß.
Sims, Erinnerungen einer Schwiegermutter.

Malling, Mathilde

<<Der>> alte Herrenhof von Mathilde Malling

Stuttg. 1898